

Deutsche Post

1918

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags

Zu beziehen durch die Ausdrucker und Straßenverkäufer. — Bei Postbezug nach auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierteljährlich 1.25 Mk. — Bezugspreis in Lodz für Mitglieder des Deutschen Vereins und der ihm korporativ angeschlossen Vereine 90 Pfennige für das Vierteljahr.

Blatt des
Deutschen Vereins, Hauptst. in Lodz
und der Deutschen Selbsthilfe.

Schriftleitung: Evangelische Straße 5.

Sprechstunden: vormittags von 11—12 Uhr.

Zeitungsabgabestelle: Petrikauer Straße Nr. 85.

Anzeigenannahme: Evangelische Straße Nr. 5.

Anzeigenpreis: 30 Pfennige die sechspaltige Kleinzeile.

Nr. 10

Sonntag, den 10. März 1918

4. Jahrgang

Betrachtungen zum Frieden mit Rußland.

Der 9. Februar brachte den ersten Friedensschluß in diesem Kriege, den Frieden der Mittelmächte mit der Ukraine. Der 18. Februar sah die deutschen Truppen im Osten wieder in Bewegung kommen, nachdem sie ein paar Monate hindurch auf ein Ergebnis der Verhandlungen in Brest-Litowsk vergeblich gewartet hatten. Der 3. März ist der große Tag, an dem die neuerdings nach Brest-Litowsk entsandte russische Delegation den Friedensvertrag mit den Mittelmächten unterzeichnete.

Eine Fülle bedeutungsvoller Geschehnisse in wenigen Tagen! Was liegt nicht alles zwischen dem 9. Februar und dem 3. März? Die Unterjochung der Ukraine durch die russischen „Roten Garben“ und die Befreiung dieses Landes durch das deutsche Schwert, der Einmarsch in Estland und Livland, die Rettung der baltischen Deutschen aus tiefster Not, das Aufatmen der Bewohner von Reval und Dorpat, dieser alten Hochburgen deutscher Kultur im Osten, das Vordringen über Dinaburg und Minsk auf großrussisches Gebiet, die Einbringung einer ungeheuren noch nicht übersehbaren Beute — über 60 000 Gefangene, 2400 Geschütze, 5000 Maschinengewehre, 2 Millionen Schuß Artilleriemunition, 120 000 Gewehre u. a. m. —, Rußlands bedingungslose Unterwerfung! Und bevorstehend: der Friedensschluß mit Rumänien!

Die Fahnen Deutschlands und seiner Verbündeten wehen frei und stolz. Der eiserne Ring, der sich um die Mittelmächte legte, ihnen die Zufuhr, Rohstoffe und Lebensmittel, mit einem Wort, den Lebensatem abschneiden sollte, ist gesprengt! Der Zweifrontenkrieg ist beendet. Deutschlands ganze ungebrochene Kraft wird frei, um den Ansturm der Feinde im Westen zu brechen.

Nach mehr als dreieinhalb Jahren schweren blutigen Ringens ein Friede des Sieges im Osten!

Wer von unseren einheimischen Deutschen, die der russischen Regierung Hilfe und treue Untertanen waren, die ihre Steuern entrichteten und ihre Söhne hergaben, wenn der Zar sie rief, hat diesen völligen Zusammenbruch Rußlands für möglich gehalten? Wer hat geglaubt, daß die russischen Millionenheere von 1914 jemals so zerrüttet werden könnten, daß ein Truppentein deutscher Soldaten hier und ein anderes Truppentein dort mit Maschinengewehren bewaffnet auf Kasantow und Eisenbahnen ausgebeutete russische Gebiete erobern könnte? Wer von denen, die von der Kirche und Regierung blind ergebene, „russischen Bauern“ zu kennen vermeinten, glaubte bei Kriegsausbruch an ein solches Ende der Jarenherrlichkeit? Und wer glaubte, daß die in den Kreisen der russischen Intelligenz und Arbeiterschaft immer verherrlichte Revolution so entarten könnte, wie es unter dem Bolschewismus geschehen ist?

Mit Macht werden heute Erinnerungen lebendig. Wie viele unter uns lebten noch in jüngster Zeit die aus Rußland kommenden Nachrichten über den allgemeinen Zerfall als übertrieben ab, in wie vielen lebte bis jetzt ein Rest von Anhänglichkeit an das Rußland, das sie kannten. Wie vielen fehlte es an Vorstellungskraft, um zu erkennen, daß das Rußland von heute eine Hölle ist und unglücklich jeder ordnungsliebende Mensch, der dort leben muß. Während dort Herrscher und wohlhabende Bürger, Landbesitzer und stille Sparer, die in einem arbeitsreichen Leben vorwärts gekommen sind, vom aufgehenden, Wahnsinn verfallenen Böbel ausgeplündert und ermordet wurden, klagte man hier, wo Besitz und Vermögen gesichert blieb, über Beschlagnahmen, Requirierungen, Lebensmittelsbeschränkung, Steuererhöhung und drückende Lasten! Nun sind letztere freilich zu spüren, es ist heute eben niemand auf Rosen gebettet, aber sie sind erträglich im Vergleich zu dem Schlimmsten, das auch den Bewohnern Kurlands, Litauens und Polens begegnet wäre, wenn die Gebiete nicht unter deutscher Verwaltung stünden und der russische Bolschewismus hier hätte haften dürfen! Alle Bewohner der besetzten Gebiete müßten Gott danken, daß es so und nicht anders kam, und wir Deutsche besonders dürfen uns glücklich preisen, daß uns ähnlich Kirchbares erspart blieb wie den Deutschen in Livland und Estland.

Nun nach dem Friedensschluß mit Rußland und den Bestimmungen des Friedensvertrages sind die Gebiete in der Linie von Riga bis Brest-Litowsk, d. h. Kurland, Litauen und Polen, dem russischen Einfluß völlig entrückt. Deutschland und Oesterreich-Ungarn werden im Sinnennehmen mit der Bevölkerung dieser Länder die politischen Verhältnisse regeln. In welcher Weise sich diese Regelung vollziehen wird, das hängt in erster Linie wohl auch davon ab, welche Stellungnahme die von Rußland befreiten Gebiete gegenüber den Mittelmächten einnehmen. Der 5. November 1916 und der 12. September 1917 zeigten den Willen der Mittelmächte, ein Königreich Polen zu errichten. Von diesem Ziele ist man bisher nicht abgewichen, wenn es auch manchmal scheint, als ob die frühere Begeisterung deutscher Politiker für dieses Projekt durch das unerkennlich abnehmende Verhalten weiterer polnischer Repäsentanten merklich abgekühlt wäre. Die leidenschaftlichen Proteste der Polen gegen die Lösung der ukrainischen Frage haben in Deutschland und Oesterreich zweifellos sehr verstimmend gewirkt.

Wir, die als ein Häuflein Deutschen mitten im polnischen Lande wohnen, können nur wünschen, daß recht bald eine Regelung geschaffen wird, die ein freundschaftliches Nebeneinanderleben ermöglicht, den deutschen Einfluß in Polen nicht ausschalt-

zet und uns die Möglichkeit gibt, ohne daß wir unsere deutsche Art verleugnen und unsere deutschen Einrichtungen preisgeben müssen, lokale Bürger des Landes zu sein und darüber hinaus Mittler zwischen deutscher und polnischer Kultur. Unserer Auffassung nach kann eine enge politische, wirtschaftliche und kulturelle Verbindung mit Deutschland und Oesterreich dem polnischen Volke nur von Segen sein. Möchten das auch die verantwortlichen Leiter der polnischen Politik einsehen und in diesem Sinne auf die unzufriedene zum Teil künstlich verhekte Masse einwirken. Eine Neuorientierung ist nach dem Friedensschluß Deutschlands mit Rußland unaufschiebbar. Durch den Friedensvertrag ist Polens Schicksal an Deutschland und Oesterreich gekettet, von Polens Verhalten gegenüber diesen Mächten ist es abhängig, wie seine Zukunft sich gestalten wird.

Eine Neuorientierung ist auch für viele unserer Landsleute in Polen notwendig, die in einem Winkel ihres Herzens noch immer die Furcht oder auch die Hoffnung trugen. Rußland könne wieder hierher reichen. Das ist vorbei. Sie müssen nun, ebenso wie wir anderen seit dem 5. November 1916 es tun, der Wirklichkeit ins Auge sehen. Das aber bedeutet, daß sie gleich uns beginnen müssen, die deutsche Volksgemeinschaft in Polen zu stärken, tätige Glieder derselben zu sein, zu ihrem eigenen Besten als auch zum Besten unseres Vaterlandes, das hoffentlich nie in einen offenen Gegensatz zu Deutschland gerät.

Möge bald ein voller Friede, ein Aufhören des Krieges an allen Fronten die Enttastung der Verhältnisse im Osten erleichtern!

Zur Kenntnis der russischen Revolution.

Ein russischer Freund der „Süddeutschen Monatshefte“ stellt dieser Zeitschrift folgende Zusammenfassung zur Verfügung.

Es kommt häufig vor, daß man den Geist und die Ausprägung einer politischen Richtung nach einzelnen kleinen Zügen aus der Tätigkeit ihrer Anhänger besser beurteilen kann, als nach dem Wortlaut ihres offiziellen Programms; und von diesem Standpunkt scheinen uns die folgenden Stichproben aus dem Vorleben der Machthaber im heutigen revolutionären Petersburg einige Beachtung zu verdienen.

Zur Erklärung der sonderbaren Auswahl von Leuten, mit welchen sich Lenin und Trotski, denen man ja keine Handlungen zum persönlichen Vorwurf nachweisen kann, umgeben haben, sei folgendes vorausgeschickt. Das Dasein der Revolutionäre verließ unter dem früheren Regime schon von frühen Jugendjahren an teils in Gefängnissen, teils in Spelunken und Kellertavernen, in denen sie sich vor den Behörden verbargen. Es ist klar, daß die örtliche Gemeinschaft mit lichtschönen Elementen unpolitische Natur, deren Methoden des Vertretens vor der Polizei für sie vorbildlich waren, eine starke Abstumpfung des Gefühls für moralische Sauberkeit nach sich ziehen mußte; desjenigen Gefühls, welches in anderer Umgebung aufgewachsene Menschen Ehrlichkeit halb instinktiv wittern läßt. In demselben Sinne wirkte auch der Umstand, daß sie in den geschicktesten Verhältnissen keine Möglichkeit des Geldverdienen hatten und, um ihr Leben zu fristen, beinahe immer auf fremde Taschen angewiesen waren: eines der vielen Opfer, welche diese Leute für ihre Idee brachten, war ein teilweiser Verlust des persönlichen Würdegefühls durch das ewige Betteln um Geld und Protektion gegen die Gendarmen. Fälle besonders würdevoller und weinerlicher Bettelle sind z. B. vom heutigen Generalissimus Krylenko (bei Nabokow) und dem Kommissar Bobojkoff (bei der sehr einflussreichen Gräfin Kleinmichel um Geld und Protektion) bekannt. Natürlich kam ihnen dabei auch jeder Maßstab für die Beurteilung der Würde des Benehmens bei einem anderen abhanden. Kurz, wenn die Maximalisten schon von vornherein unpraktische, weltfremde Idealisten waren, zu deren starken Seiten Menschenkenntnis keineswegs gehörte, so scheinen sie durch die erwähnten Umstände dieser Eigenschaft in solchem Maße entblößt, daß sie einen Schurken, der an ihr Parteiprogramm zu glauben vorgibt, von einem ehrlichen Mann überhaupt nicht mehr zu unterscheiden vermögen. Daher kommt es, daß viele Persönlichkeiten, die gestern noch in Diensten der zaristischen Ochrana (politische Polizei und Inquisition) standen, heute hohe Vertrauensstellungen in der maximalistischen Regierung inne haben. Zur Illustration sei der Lebenslauf von Wladimir Schneur mitgeteilt, welcher an der Spitze der drei Vertrauensmänner des Generalissimus Krylenko (Schneur, Sagalowitz und Meren) die Waffenruhe mit dem deutschen Hauptquartier abschloß.

W. Schneur, Sohn eines einflussreichen Petersburger Rechtsanwalts, war schon auf der Handelsschule wegen Zwischentrategie und Demunziantentum bei den Mitschülern verhaßt. Er machte den japanischen Krieg als blutjunger Reserveoffizier mit, wurde aber durch Beschluß des Offizierskorps seines Regiments aus demselben ausgeschlossen. Durch die Verbindungen seines Vaters gelang es ihm, in ein anderes Regiment einzutreten, und da inzwischen der Krieg ein Ende ging, gründete er auf Kosten des Polizeidepartements ein Blatt unter dem Titel „Wojenn Golos“ (Militärische Stimme). Der Zweck war, sich in Offizierskreisen Bekanntheit und Vertrauen zu erwerben zu deren politischer Überwachung. Die Absichten Schneurs wurden jedoch sehr bald durchschaut, so daß der Zweck des Unternehmens verfehlt war und die Polizei ihre Unterstützung zu-

rückzog. Hierauf wandte sich Schneur finanziellen Spekulationen zu, mit dem Erfolg, daß er nach 1½ Jahren sich wegen Urkundenfälschung, Betruges und Untreue vor Gericht zu verantworten hatte. Er wurde zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, welcher er sich jedoch durch die Flucht entzog. Während er in Rußland als Fälscher und Desfrudent stechbrieflich verfolgt wurde, verkehrte er sich in Deutschland, verkehrte in revolutionären Kreisen und gab sich für einen politischen Flüchtling aus. Von hier aus knüpfte er wieder Beziehungen zum Petersburger Polizeidepartement an: „Die Umstände haben sich so gestaltet“, schrieb er am 22. 1. 1910 an dessen Direktor, „daß ich gegenwärtig die Mehrzahl der sich hier verbergenden bedeutenden Revolutionäre gut kenne. Beinahe immer bin ich über die in den Parteien herantretenden Organisationen, über die Zusammenkunft und den Aufenthalt der Zentralkomitees unterrichtet... Ein halbes Jahr erzwungenen Emigrantentums hat meine Arbeit vor der russischen Revolution verstärkt... Mein einziger Wunsch ist, der russischen Revolution einen entscheidenden Schlag zu verfehlen, und zwar an der empfindlichsten Stelle, dem Zentralkomitee und den militärischen Organisationen.“ Auf diesen Brief hin wurde Schneur unter dem Decknamen Speh unter die Lockspindel der Ochrana eingereiht. Zu Beginn des Krieges kehrte er nach Rußland zurück und trat als Leutnant in das 9. (Kiewer) Husarenregiment ein. Nach dem maximalistischen Putsch berief ihn das Vertrauen Krylenkos zum Generalstabschef der revolutionären Armee.

Ebenso wie Schneur standen einige andere Personen wie Komissarow, Desobrie, Murawiew, Radek, die heute einflussreiche Stellungen im militärisch-revolutionären Komitee bekleiden, früher in nahen Beziehungen zur Ochrana. Auch die nachstehende kleine Wäntelserie dürfte interessieren: Pokrowskij. Wegen Diebstahls (bei Swjetichin) verurteilt. Auch während des maximalistischen Ueberfalls auf das Winterpalais verurteilte er, sich dort Wertsachen anzueignen, und wurde von seinen eigenen Genossen dabei erkappt. Jetzt hatte er als Kommissar die Überwachung der Kunstobjekte des Staates. — Dieser Pokrowskij ist übrigens mit dem Friedensunterhändler gleichen Namens, der bis vor kurzem Privatdozent an der Moskauer Universität war, nicht identisch.

Popow. Machte sich zweimal (in einer Bank und in einem Klub) des Diebstahls schuldig. War eine Zeit lang Gefängnisdirektor, wurde aber wegen Trunksucht entlassen. Jetzt über wacht er die Goldbestände der Reichsbank.

Kartaschew. Wurde bereits nach der Revolution während des ersten maximalistischen Aufstandes beim Diebstahl erkappt und verurteilt. Wurde am 30. Oktober (russ. St.) von den Bolschewiki aus dem Gefängnis befreit und sofort zum Mitglied der Untersuchungskommission ernannt.

Eremow. Vorkühender der Untersuchungskommission in Kronstadt, hatte als solcher die Prozesse der Offiziere und Junker (Offizierschüler) zu leiten. Entpuppte sich als Dieb und wurde bereits von den eigenen maximalistischen Behörden vor Gericht gestellt.

Lapicki. Gehilfe des „Finanzministers“ (entspricht einem Unterstaatssekretär). Unterhielt früher eine Spielhölle in der Postamtsstraße in Petersburg. In seiner jetzigen Stellung beschäftigt er sich im Nebenberuf mit Expressereien. Gestützt auf seine gute Kenntnis des dunkelsten Petersburg zieht er des Nachts von einer Spielhölle zur anderen und erhebt unter Drohung mit Sühnung des Betrugs im Falle der Zahlungsverweigerung von den Inhabern Tribüte.

So mädchenhaft alle diese Tatsachen klingen, steht ihre Zuverlässigkeit außer jedem Zweifel. Sie wurden wiederholt in den Organen der radikalen bürgerlichen Presse (z. B. im „Dien“ und im „Ruskoje Slowo“) festgenagelt, und vonseiten der Maximalisten ist keinerlei Dementi erfolgt. Ein Mitarbeiter des „Dien“, L. Kow, dem man die Mehrzahl dieser Enthüllungen verdankt, schreibt hierüber: „Wie sind sie aber diesen gerade und offen erhobenen Beschuldigungen begegnet? Ueberhaupt nicht! Es ist wahr, einer der von mir besprochenen Herren kam ins Redaktionsbüro des „Dien“ mit einem Revolver in der Hand und mit gegen mich gerichteten Drohungen. Das ist alles, was sie sagen können...“ Inzwischen hat allerdings der Rat der Volkskommissare wenigstens im Falle Schneur die Konsequenzen aus den in der Presse enthüllten Tatsachen gezogen und Krylenko durch eine dringende Depesche angewiesen, Schneur unverzüglich des Generalstabschefspostens zu entheben.

Lehrerhaus und Bauernhaus.

Vor mehreren Wochen war ich bei einem lieben Freunde und Kollegen, der, obwohl noch ein junger Mann, über der Arbeit an Schule und Gemeinde von einer tüchtigen Krankheit der Atmungs- und Sprechorgane erkrankt worden und jetzt, wo wir seiner Einsicht und Tatkraft am meisten bedürften, zur Untätigkeit und Dulden verurteilt ist. Die schönsten Stunden meines Lehrerdaseins habe ich immer in seiner Umgebung verleben dürfen. In lichten Höhen weckte auch diesmal unser Gespräch. U. a. kamen wir auf das Verhältnis des Lehrerhauses zu seiner Umgebung zu sprechen. Hierbei ludte mein Freund einen vor dem Kriege für unseren Lehrerkreis verfaßten Aufsatz hervor, der treffliche Gedanken über dies Thema enthält. Beim Abschließen hat ich ihn, mir den Aufsatz zur Veröffentlichung zu überlassen, denn sein Inhalt dürfte heute beherzigenswerter denn je zuvor sein.

Sie lassen den Auftrag unter einigen unwesentlichen Änderungen folgen, die mit Erlaubnis des Verfassers getroffen wurden und nur die gänzlich umgestalteten zeitlichen Verhältnisse betreffen:

„In der Stadt gibt es neben dem Schulhause auch noch verschiedene andere Bildungstätten. Auf dem Lande dagegen ist im ärmsten wie im reichsten Dorfe das Lehrershaus, mag es auch nur eine armselige Hütte sein, der einzige Ort, an dem Bildung wohnt. Schon allein seiner isolierten Lage wegen als der einzigen Bildungstätte auf dem Dorfe, erwachsen dem Schulhause auch größere Anforderungen seitens der Gemeinde, denen nachzukommen des Lehrers heiligste Pflicht sein sollte... Zwar sind in der Stadt neben vielen segensbringenden Bildungsanstalten auch viele solche anzutreffen, die das Volk demoralisieren. Das Traurige hierbei ist, daß unsere Landleute, die in der Nähe der Stadt wohnen, von diesen Verlockungsstellen stark beeinflusst werden. Und als einzige moralische und geistige Stütze, als Gegengewicht gegen alle verderblichen Einwirkungen, gegen die mannigfaltigsten Laster, die sich heutzutage breit machen, steht die harmlose Schule auf dem Dorfe da. Sie ist nur auf sich selbst angewiesen.

Aus eigener Erfahrung wissen es wohl alle Lehrer, daß die Lehrtätigkeit in den Schulwänden nicht ausreicht, um bemerkenswerte Resultate in der geistigen und sittlichen Hebung des Volkes zu erzielen. Wenn wir auch noch so pfllichttreu den schulpflichtigen Forderungen nachkamen: der Kreis unserer Tätigkeit bleibt noch lange nicht erschöpft, die Aufgaben, die uns unser Gewissen, unser deutsches Volkstum auferlegt, sind nicht erfüllt. W. Schwaneer sagt: „Der rechte Volkserzieher muß der Leute Arzt, ihr Anwalt, ihr Lehrer, ihr Freund, ihr Vater und Bruder sein.“ Sagt, meine Freunde, gründet ihr einen Gesangverein? Einen Leseklub und Unterhaltungsbund? Besuchet ihr die Leute in ihren Häusern bei Freud und Leid? Ginget ihr zu ihnen auf den Acker, auf die Wiese, in den Wald? Rietet ihr ihnen, einen Streit unter vier oder sechs Augen zu schlichten? Konntet ihr Rache mit ihnen wagen, Sterbenden die müden Lider schließen und doch bei alledem fröhlich Schule halten? — Haltet es nicht für unbedeutend und prälerisch, wenn ich euch sage: ich tat das alles und noch einiges mehr. — Das ist es, was ich von den Volkserziehern draußen auf dem Lande erwarte...

Es ist ohne weiteres klar, daß Schwaneer mit diesen Worten nachdrücklich auf ein herzliches Verhältnis zwischen Lehrer und Gemeinde oder Lehrershaus und Bauernhaus hinweist. Es ist nicht ganz gut, wenn wir nur den Kindern, unseren Schülern und der Schulbehörde leben. Die Bauern finden dann nichts, was sie menschlich mit ihrem Lehrer verbindet. Jeder bleibt dann auf seinem Wege: der Lehrer im Größ, daß man ihn nicht versteht, die Bauern im festen Glauben, daß der Lehrer sie als Dummköpfe oder „chamy“ ansehe.

Und gerade hierzulande dürfen wir Lehrer auf solchen uns den Bauern entfernenden Wegen nicht schreiten. Bei uns sind wir ganz besonders auf die Bahn vertraulicher Beziehungen zwischen Lehrershaus und Bauernhaus angewiesen. Nur auf diesem Wege läßt sich neben der Schularbeit einiges erreichen. Das Leben stellt heute viel größere Anforderungen an den Lehrer als früher. Soll das Lehrershaus eine Volkserziehungsstätte sein, so muß es vor allen Dingen dem Volke wirklich offen stehen; d. h. jedes Gemeindeglied muß Zutritt zu ihm haben und muß es seinem Lehrer anmerken, daß es ihm nicht lästig fällt, wenn es mit diesem oder jenem Anliegen zu ihm kommt. Das Lehrershaus ist ein Gemeindeglied, darum sei der Lehrer ein Diener seiner Gemeinde im besten Sinne dieses Wortes. Hierzu gehören freilich zwei wichtige Dinge: Liebe und Geduld! Jeder echte Volkserzieher muß sie besitzen.

Durch das Lehrershaus muß das Volksleben hindurchströmen, damit es sich reinigt. Soll nun aber das Lehrershaus seine Aufgabe als der einzigen Bildungsstätte auf dem Dorfe wirklich erfüllen, so darf es ihm an Bildungsmitteln für das Volk nicht fehlen. Ich meine die Volksschulbücher. Unsere deutschen Landleute lesen nicht allzugern. Der Lehrer ist berufen, hierin Wandel zu schaffen. Er muß auch eine eigene wertvolle Bibliothek besitzen, um sich selber geistig frisch zu erhalten. Nur dann wird das Lehrershaus im vollen Sinne eine Bildungsstätte für die Umgebung sein. Der Lehrer sei stets bemüht, sich und

sein Haus dem Bauernhause vertraut und beliebt zu machen, dann wird auch der Bauer ein freundliches Entgegenkommen äußern. Und durch solche Beziehungen kann man ihn veredeln. Jeder Lehrer, der sich geistig und sittlich stark fühlt, pflege diesen Verkehr; er gehe zu den Bauern und lade sie auch zu sich ein. Der Segen wird für beide Teile groß sein. Nur achte der Lehrer streng auf sich selbst, daß er nicht etwa dem Einflusse seiner Umgebung erliege.

Im Verkehr mit der Gemeinde müssen wir weniger die Sprache der Vernunft, mehr die des guten Herzens führen, die sich in Freundlichkeit, Gültigkeit, Sanftmut, Hilfsbereitschaft und vorbildlichem Lebenswandel zeigt.

In vielen Lehrershäusern läßt sich bereits das Wirken dieses Geistes verspüren. O möchte es nie schwinden! Die Zukunft unseres deutschen Volkes hierzulande hängt zum Teil von diesem aufblühenden Geiste der Lehrerschaft ab... Kein Zweifelpat, sondern Friede, Eintracht und Liebe herrsche zwischen Lehrershaus und Bauernhaus.“ — Soweit Freund H. Becker.

Was soll ich noch hinzufügen? Daß heute die Lehrerschaft im Kampfe um die Erhaltung des deutschen Volkstums nicht mehr allein steht, sondern in dem „Deutschen Verein“ einen mächtigen Hüter und Helfer besitzt, was wir damals, als Becker seinen Aufsatz schrieb, kaum zu träumen wagten. Andererseits sind es gerade die neugeschaffenen völkischen und Schulerhältnisse, die das von Becker gezeichnete Verhältnis zwischen Lehrer und Gemeinde fordern. Julian Will.

Aus der Heimat.

Der polnische Regenthschaftsrat hat nun den bisherigen Ministerpräsidenten Kucharski von der Führung der Amtsgeschäfte entsetzt und vorläufig den bisherigen Unterrichtsminister Bonikowski mit dem Vorhug im

einstweiligen Ministerkabinet

betraut. Zu vorläufigen Leitern der einzelnen Ministerien wurden berufen: Djewulski (Inneres), Wieniawski (Finanz), Masowski (Justiz), Janicki (Landwirtschaft), Kaczorowski (Handel und Industrie). Kaczorowski ist am Tage seiner Berufung gestorben; ein Nachfolger ist noch nicht ernannt worden.

Die letzte Reichstagsrede des deutschen Reichsanwalters gibt den Warschauer Blättern Veranlassung, zu der Bemerkung Stellung zu nehmen, daß hinsichtlich der

Cholmer Frage

in Polen Berufung Platz gegriffen habe. Der „Kurjer Warschawski“ führt aus: „Auf welche Grundlage sich die Ankündigung des Grafen Serling von der großen Berufung der polnischen Kreise stützt, ist schwer zu erraten. Für ein objektives Auge ist kein Unterschied zu erkennen zwischen dem, was in der polnischen öffentlichen Meinung sich am 9. Februar zeigte und dem heutigen Stand der Dinge.“

Dieselbe Zeitung schreibt über die in der Reichstagsrede als möglich hingestellte

Abtrennung eines Gebietskreises:

„Es versteht sich von selbst, daß sich keine irgendwie bevollmächtigte Vertretung der polnischen Interessen finden wird, die in der Abtrennung polnisches Gebiets an die benachbarten Staaten einwilligen wird.“

Im Zusammenhang mit den

Vorgängen in Warschau

erfolgte die Verhaftung des Stadtverordneten Ciszewski, weil seine Tätigkeit die Sicherheit des Okkupationsheeres sowie die Ruhe im Lande gefährdete.

Die Gesellschaft der Industriellen in Warschau hat

wirtschaftliche Forderungen der Industriellen Polens

ausgearbeitet. Sie enthalten Angaben über den Stand der Industrie in Polen vor dem Kriege, während des Krieges und ein Programm für die Zukunft. Werden sich unsere In-

dustriellen in Lodz zur Aufstellung ähnlicher Forderungen ermannen? Es ist wohl keine Zeit mehr zu verlieren.

Der aus der einheimischen Lodzer deutschen Bevölkerung hervorgegangene Kriminalbeamte

Arthur Steinhardt,

ist seinen Verletzungen erlegen. Während der Strafenumzüge verurte er, die eine der entfalteten roten Fahnen niederzuholen, wobei er von den mitziehenden Messerführern schwer verletzt wurde. Am 4. März wurde Steinhardt zu Grabe getragen. Die höchsten Vertreter der deutschen Militär- und Zivilverwaltung in Lodz und viele Dienstkameraden und Lodzer Bürger gaben ihm das letzte Geleit. Am Grabe sprach Gouvernementspfarrer Vig. Althaus: Es könnte einem deutschen Manne, es könnten uns allen an diesem Sarge eines treuen und verdienten Beamten wohl Worte des Jornes auf die Lippen kommen über jene ungeliebten Missetaten, die an seinem frühen Tode schuld sind, und über ihre Führer, die mit dem Feuer spielten; Worte der Bitterkeit inmitten dieses Volkes, an das so viel deutsche Arbeit gewandt worden ist. Wir wollen heute aber nicht reden von den Meistern, sondern von dem treuen und verdienten Beamten, an dessen Sarge wir stehen. In großen Scharen sind deutsche Soldaten und Beamten herbeigeleitet, ihm die letzte Ehre zu geben. Damit bezeugen wir, daß er als einer der Unseren sein Leben eingesetzt hat, daß er in die Reihen der vielen ungeliebten Braven gehört, die mit deutschem Blute den Boden dieses Landes genetzt haben.

Aus dem jetzt veröffentlichten Halbjahresbericht der Schuldeputation entnehmen wir folgende Angaben über das

Volksschulwesen in Lodz.

Unter Leitung der Deputation befanden sich 37 deutsche Schulen mit 267 Abteilungen, 66 polnische Schulen mit 270 Abteilungen, 38 jüdische mit 180 Abteilungen und eine russische Schule mit 3 Abteilungen, zusammen 142 Schulen mit 720 Abteilungen. Der Besuch der Schulen stellt sich wie folgt dar: im September 1917 wurden die deutschen Schulen von 5160 Kindern besucht, die polnischen von 11785, die jüdischen von 8134 und die russische Schule von 135 Kindern. Im ganzen wurden die Schulen von 25194 Kindern besucht. Im Januar 1918 besuchten die deutschen Schulen 5415 Kinder, die polnischen 12571, die jüdischen 7887 und die russische 147, zusammen 26200 Kinder. Aus dieser Aufstellung geht hervor, daß der Schulbesuch im Vergleich zum Vorjahr bedeutend zugenommen hat. Diese erfreuliche Erscheinung ist dem milden Winter und vor allem der Fürsorge zuzuschreiben, die den Schülern seitens der Schulleitern zuteil wird. Diese Fürsorge erfordert eine zielbewusste Organisation. Außer der großen Zahl von unentgeltlichen Militärgesellen, die den Schülern verabfolgt werden, erhalten diese ferner Handbücher, Schreibzeug und Holzschuhe. Zur Anschaffung der letzteren hat die Stadtverordnetenversammlung 40 000 Mark angewiesen. Einen sehr wichtigen Schritt auf dem Gebiete der Schullinderfürsorge stellt die Eröffnung dreier unentgeltlicher ärztlicher Ambulatorien für kranke Kinder dar. Die Tätigkeit der Schuldeputation auf dem Gebiete des Gesundheitswesens ist letzters erweitert worden. Auf die Schullokale wurde ein besonderes Augenmerk gerichtet. Es besteht die Absicht, die Schulen zu vereinigen, d. h. es sollen möglichst ganze Häuser und nicht einzelne Lokale gemietet werden.

Kirche und Schule.

Helft uns!

Zum dritten Male ist eine sorgenvolle Zeit zu Ende, die Zeit der Erfüllung hebt an.

Eine schwere Scheidestunde war für viele der Monat Februar 1915.

Am Sonntag, den 15. November 1914, fand das erste größere Gesacht unmittelbar vor Lipno statt. Am nächsten Tage zogen sich die Russen, von den Deutschen verfolgt, gegen Ploz zurück. Die nächste Zeit verlief ruhig. Weihnachten kam — und auf aller Lippen war die bange Frage: Werden die Weihnachts-

halten. In Odessa, in Kiew durfte nicht mehr deutsch gepredigt werden. An uns ging dieser Reich vorüber. Aber das wußten wir genau, daß wir auf den Kanzeln beobachtet wurden, daß unter den Kanzeln die Spione saßen. Es war ein eigenartliches Bild, wenn man Sonntags auf die Kanzel trat, wenn die Worte erschütternde Ereignisse gebracht hatte und die Gemeinde mit Spannung empor sah, und man durfte nichts berühren, was geschähen war, man durfte nur den Ton der Predigt darauf einstellen. Es war an einem Sonntag im Februar 1916. Tags zuvor war unser Generalsuperintendent, dessen Amt ich nur als Stellvertreter verleihe, verabschiedet worden. Am Sonntag Morgen war ich im Begriff in die Kirche zu gehen und den Dienst zu verrichten. Da telephonierte mir ein Amtsbeudeer ganz kurz: „Es geht mir wie unserm Generalsuperintendenten, komm zu meiner Gemeinde.“ Ich ging in die Kirche und auf die Kanzel und durfte keinen Augenblick überlegen, ich durfte nicht einmal sagen, was vorlag, ich konnte nur der Gemeinde zuzufen: Euer Pastor läßt euch grüßen, er kann heute nicht predigen und wird auch nicht wieder predigen, und ich konnte an die Paulsworte antkämpfen: Wenn ich schwach bin, so bin ich stark...

Das erste, was uns nach Kriegsausbruch genommen wurde, waren die deutschen Privatschulen. Auf einen Tag wurden sie geschlossen. Es hieß: Sämtliche Kinder in die russischen Schulen! Wir erklärten: das ist unmöglich, die Kinder können nicht plötzlich der fremden Sprache im Unterricht folgen, wir müssen Zeit haben, sie vorzubereiten. Darauf erklärte der russische Kurator: Dann sollen Sie wissen, daß ich zwei Kinder, die zusammen unterrichtet werden, bereits für einen Kreis ansehe. Wer es sich leisten konnte, ließ sein Kind allein unterrichten. Viele Kinder sind damals aus der Schule genommen und lieber ohne weitere Bildung geblieben. Schlimmer ward es mit der Schule 1915, als Mitau gefallen war. Da wurde plötzlich die Parole ausgegeben: Die Schulen werden evaluiert und irgendwohin ins Innere Russlands verlegt; sämtliche Schulen, öffentliche und Privatschulen, werden geschlossen, neue dürfen nicht eröffnet werden. Und so geschah es. Ein paar einsame Schulen auf dem Lande blieben, im übrigen wurde fast die ganze Schuljugend spullos. Eine ganze Generation hat seine halbe Schulzeit verloren in diesen Jahren. Auch sonst wurde uns jede Organisation verboten. Und mit jedem Verbote hand in Hand gingen fürchterbare Hausdurchsuchungen. Tag für Tag haben sie in Mitau stattgefunden, und ihr Erfolg pflegte zu sein, daß wer von irgendwoher denunziert war, verhaftet wurde. Aus allen

Deutsches Leid in den Ostseeprovinzen.

Angehorende Leidende sind über unsere deutschen Stammesbrüder in den Ostseeprovinzen hereingebracht. Mit tiefer Ergrißtheit lasen wir in den letzten Tagen von der drohenden Vernichtung der Deutschen hinter der russischen Front.

Wie es den Deutschen in der letzten Zeit der russischen Herrschaft erging, hat vor einigen Monaten an dieser Stelle Gräulein v. Elz geschildert. Jetzt bringt der Bericht des Zentralvorstandes des Gustav-Adolf-Vereins Mitteilungen des stellvertretenden Generalsuperintendenten Poelch an aus Riga, die er in einer Versammlung in Leipzig machte. Wir entnehmen ihnen folgende Betrachtungen:

Es war eine schwere Gewissensnot, unter der wir lebten. Gebunden war uns unsere Liebe, und das haben wir so überaus schmerzhaft empfunden. Es war ganz selbstverständlich, daß, als der Krieg begann, wir den innigen Wunsch hatten, der Not da zu begegnen, wo sie uns in den Weg gelagert war. Es regten sich die Hände, um den Verwundeten zu helfen. Wir gründeten in Riga von seiten unserer evangelischen Gemeinden ein eigenes Lazarett. Die Liebe wurde sehr wach und betätigte sich sehr rege. Wir wurden dann gezwungen, die Einsetzung des Lazarettes durch griechische Geistliche vornehmen zu lassen. Das war eine große Enttäuschung all der deutschen evangelischen Geber und Helfer. Trotzdem haben, als das Lazarett im Gange war, die Gemeinden innigsten Anteil daran genommen, die Kranken besucht und geholfen, wo sie helfen konnten. Als 1915 Mitau fiel, wurde das Lazarett uns genommen, trotzdem naher Tausende und Zehntausende von Verwundeten durch unsere Stadt gegangen sind. Wir haben es nicht wieder aufkann können. Die Stadt Riga kühlte dann eine fliegende Kolonne aus, die die Verwundeten aus dem Feuer holen sollte. Es war eine herrliche Stunde, als die Kolonne auszog. Sang und Klanglos sind die einzelnen zurückgelassen: Weil es Deutsche waren, ließ man sie nicht arbeiten, einer nach dem anderen wurde fortgeschickt. Schließlich ging das ganze Werk in fremde Hand über. Unsere Gefährten, die evangelische Kirche Anglands, hat auch in diesem Kriege wieder ein großes evangelisches Feldlazarett auf den Plan gestellt mit Hunderten von Betten. Es wurde in der gesamten evangelischen Bevölkerung dafür gewonnen, und die Gaben flossen über alles Erwarten. Das Lazarett war eins der

ersten, das zu arbeiten beginnen durfte. Es hat in Wilna eine Weile das seinige zur Linderung der Not tun dürfen, dann wurde es weiter weg „evakuiert“, einmal uns andere und fast zwei Jahre lang vollkommen außer Betrieb gesetzt, weil... die deutschen und die evangelischen Institutionen nicht herantassen wollten an die Arbeit. Schließlich haben wir es schließen müssen. Es hatte keinen Sinn, alles verpackt stehen zu lassen, das ganze Personal zu unterhalten, wo man doch ganz deutlich sah, daß die Arbeit nicht mehr gewünscht wurde. Seit diesem Frühling ist das Werk, das in dem früheren Kriege so großen Segen getragen hat, fast eingelangt und begraben. Wir haben helfen wollen, wir durften nicht und konnten nicht. Es hat uns schwer auf dem Gewissen gelegen, daß wir für die gefangenen und verwundeten Deutschen so gar nichts haben tun dürfen. In Motalau hat der dortige Pastor unter vielen Mühen die Erlaubnis erhalten, in die Lazarette der verwundeten deutschen Kriegsgesangenen zu kommen. Er hat mit Hilfe seiner Frau und Tochter vieles leisten dürfen. Dann wurde er gefangen gesetzt. Auf Verwenden seiner Gemeinde wurde die Gefangenschaft aufgehoben gegen eine Kaution von 75 000 Rbl. auf den Kopf. Die Gemeinde hat das anstandslos aufgebracht, und der Pastor durfte wieder auf freiem Fuß leben. Es kam zur Gerichtsverhandlung, und er wurde zu schwerer Gefängnisstrafe mit dem Seinigen, mit Weib und Tochter, verurteilt. Durch die Revolution ist ihm das Schwere eripart geblieben, er wurde begnadigt. Wir in Riga sind nicht einmal in die Lage dieses Motalauer Pastors gekommen. Der Pastor, der das rote Kreuz bediente, hat wieder und immer wieder bei den verschiedensten Instanzen angeknöpft um die Erlaubnis, wenigstens die tranten und sterbenden Deutschen sehen zu dürfen, ihnen ein Wort zu sagen. Es ist ihm rund abge schlagen worden, es war gar nichts zu machen. Das Einzige, was geschähen durfte, war, daß ihm angezeigt wurde, wenn einer gestorben war, dann durfte er ihn begraben in russischer Sprache. Es war niemand dabei, der russisch verstand. So sind denn viele deutsche Brüder auf dem Rigascher Kirchhof unter russisch verstandenen Gotteswort zur Ruhe gedraut worden. Die Liebe war gebunden, und das war so bitter schwer. Da trat denn immer wieder die Frage an uns heran: dürfen wir noch schweigen und dulden?

Gebunden war uns auch das Wort. Freilich, das schwerste ist uns gottlob geblieben. Man hat uns bis zuecht, und dafür können wir nicht genug loben und pfeifen, die Möglichkeit geblieben, in unserer Muttersprache in der Kirche Gottesdienst zu

locken uns den Frieden einläuten? Wird das neue Jahr ihn bringen? Oder ist uns bestimmt, noch länger die schwere Heimfindung zu tragen? Letzteres war uns beschieden. Haß und Verdächtigung erhoben sich gegen uns, als die Küssen zum zweiten Male von Ploß her vorrückten. Wieder kam es bei Lipno zum Gefecht. Die Flut des Krieges wuchs und nahm hinweg den Erwerb vieler Jahre, Haß und Gut vieler Tausende, verschonte nicht das Wertvollste — teures Menschenleben. Und so verschwanden viele, viele Tausende unserer deutschen Landsleute jenseits der Kriegsmauer; sie wurden unbarmherzig verschleppt. Da drängte sich auf die Lippen das Wort der Jünger: „Herr, hilf uns, wir verderben!“ — Die Hilfe war nahe. Deutsche Truppen drangen in schnellem Marsche vor und vertrieben die gewitterschwangeren Wölfe, die sich über uns entladen wollten, daher möchten wir den Hofsichel über der Eingangspforte unserer deutschen Brüder aus der alten Heimat geschrieben sehen: „Heißt uns!“

Noch nie war das Schiff unseres Volkes, unserer Kirche und unserer Schule von solchen Wogen umtobt, wie im Weltkriege. Lange dauerte es, bis das Herz still wurde und die Sterne unserm Volke heller und freier leuchteten. Und wir, die wir im Lande bleiben durften, haben wir nicht mit Sorge und Not zu kämpfen? Gewiß, auch wir leiden Mangel, aber die Kraft im Ertragen ist größer.

Das heilige Ziel vor uns, schritten wir ernst und gefaßt in die Zeit, die nun eine Zeit der Vergeltung geworden ist. Und wenn wir heute darauf zurückblicken und uns das Ungeheure des Geleisteten vor Augen führen — ans Ungeheure hat uns die Geschichte schon gewöhnt — so muß uns Stolz, Dankbarkeit und Zuversicht erfüllen. Nicht Glückwünsche haben uns geholfen, auch dürfen und dürfen wir auf solche nicht rechnen. Was uns zum Siege führen wird, ist allein die Kraft und Energie unseres Volkes und die Größe seiner Führer. Und von wo die Führer? Nun, soll der Kleinglaube die Herzen ergreifen? Denkt an die Februartage 1915. Die, die uns damals die liebliche Sicherheit brachten, werden uns auch die geistige Erläuterung sein. Wir wollen nicht ohnmächtig werden, sondern uns an die wenden, an deren Einigkeit das Reich des Ostens zerschellte. Und wen von den vielen Tausenden, ja Millionen unbekanntem Menschen wollen wir um Hilfe bitten? — Unbekanntem?! — Nein, sie sind uns schon bekannt. Wer denn? — Die reichsdeutschen Pastoren!

- Heißt uns, die anspornen, die gleichgültig dem Sturm der Zeiten zusehen!
- Heißt uns, die ermutigen, die einen heißen, fast ihre Kräfte übersteigenden Kampf gegen immer neue Wogen führen.
- Heißt uns, ein tiefes Zusammengehörigkeitsgefühl in unserm Volke wecken!
- Heißt uns, diese heilige Allianz zwischen der alten und neuen Heimat immer fester schmieden, durch Not und Sieg!
- Heißt uns, unsere Gemeinden von finsternen Mächten zu reinigen!
- Heißt uns, unser Volk zu befreien von denen, die seinen Willen fälschen.
- Heißt uns!

C. Westphal, Wittowo-Kum.

Eröffnung einer Vorbereitungs-klasse am deutsch-evangelischen Lehrerseminar zu Lodz.

Im Wochenblatt „Unsere Kirche“ macht Herr Seminardirektor Dr. Schneider folgende Mitteilungen:

Nach den Bestimmungen für das deutsch-evangelische Lehrerseminar in Lodz wird zur Aufnahme in die erste Klasse eine Vorbildung von vier Klassen einer Mittelschule oder einer gleichwertigen Vorbildung gefordert. Außerdem ist wenigstens einige Kenntnis in der polnischen Sprache und in Musik erwünscht. In den ersten zwei Jahren seit der Wiedereröffnung des Seminars konnten diese Bedingungen in den meisten Fällen noch nicht streng eingehalten werden. Es meldeten sich viele Anwärter — namentlich vom Lande —, die ihnen nicht entsprachen, trotzdem aber ins Seminar aufgenommen wurden, da diesem der Zuwachs neuer Schüler — die „Rekrutierung“ des Lehrerstandes — aus der ländlichen Bevölkerung ganz besonders am Herzen liegt. Freilich blieb auch so noch der Prozentsatz derselben gegenüber dem Schülerbestande vor dem Kriege zurück.

Kreisen der Bevölkerung haben solche Verschickungen stattgefunden. Die unsinnigste Denunziation genügte. Im eigenen Hause war man nicht mehr sicher. Waren die Diensthofen böswillig, so griffen sie irgend eine Aeußerung auf, entstellten sie, und das Schicksal der Herrschaft war besiegelt. Aus unserer Stadt sind aus der Pastorenenschaft allein sechs, darunter unser Generalsuperintendent, damals verschickt worden, vom flachen Lande in Livland weitere 20 Pastoren, viele Glieder des Adels, der Kaufmannschaft, viele weibliche Personen, viele alte Damen, die um irgend eines Vetzgers willen von einem Dienstmädchen denunziert waren, mußten nach Sibirien wandern.

Es ward noch viel ärger. Es kam eine Zeit, da das Kolonistengesetz in Kraft trat. Wir hatten in Livland eine deutsche Kolonie, sie war etwa 150 Jahre alt. Deutsche Bauern sind damals eingewandert nach Hirschhof bei Wenden. Deutsch war die Kolonie geblieben bis auf den heutigen Tag. Ihren Bevölkerungsüberschuß gab sie ab an die Stadt, nach Riga. Hier hatten wir deutsche Elemente in unserer Stadt für den Handwerkerstand gewonnen. Nun wurde nicht nur den Hirschhofern selbst der Grund und Boden genommen, es wurden nicht nur sie selbst hinaus ins Elend getrieben, sondern alle, was aus Hirschhof kam, mußte fort. Aus unserer eigenen Gemeinde zogen sie in Scharen hinein ins bittere Elend, und wir durften nicht helfen. Es war ein Verbrechen, wenn wir sie irgendwie unterstützten. Es kamen herzerweichende Briefe von den Brüdern aus der Ferne. Ein Pastor schrieb uns: „In meinem Bezirk leben vertriebene Hirschhofener. Die Männer haben nach vieler Mühe Arbeit gefunden, und ehe sie morgens an die Arbeit gehen, graben sie sechs bis acht Gräber täglich aus, denn soviel sterben doch im Laufe des Tages und werden eingescharrt.“ Biele sind direkt Hungers gestorben. Unterstützt durften sie nicht werden. Da haben wir natürlich heimlich helfen müssen. Von Hand zu Hand ging das Geld. Buchführung war untersagt, Rechenschaft durfte nicht abgelegt werden. Es sind dennoch große Sammen durch Vertreterspersonen ins Innere des Reiches geschickt worden.

Und es wurde immer schlimmer. Es kam ein Verbot, auf der Straße und an öffentlichen Orten deutsch zu sprechen. Dit ist es vorgekommen, daß Kinderwagen mit dem Kleinen zur Polizei geführt wurden zwecks Aufnahme von Protokollen, weil sie den Kindern, die keine andere Sprache sprechen konnten, ein

Der Bildungsstand in der I. Seminar-klasse aber war infolgedessen am Anfange der beiden Schuljahre einerseits im allgemeinen recht niedrig, andererseits sehr verschiedenartig. Um nun eine sichere Grundlage für den weiteren Unterricht zu gewinnen und alle eintretenden Schüler zu gleicher Leistungsfähigkeit zu führen, um Fehlendes nachzuholen und die Klasse methodisch zusammenzuarbeiten, galt es in allen Fächern bei den Elementen einzusetzen und zunächst die einfachsten Stoffe zu behandeln. Liegt darin an sich schon eine bedeutend erschwerte Unterrichtstätigkeit, die an das Lehrgeschick und die Berufstüchtigkeit der Seminarlehrer die höchsten Anforderungen stellt, so wurde damit vor allem ein ziemlicher Bruchteil der zur Verfügung stehenden dreijährigen Ausbildungszeit in Anspruch genommen, ehe nach Stoff und Methode mit der eigentlichen lehrplanmäßigen Aufgabe des Seminars voll eingesetzt werden konnte.

Um diesen Mängeln zu begegnen, das Maß der geforderten Vorbildung einzuhalten und damit überhaupt die Lehrerbildung weiter auszubauen, soll mit Beginn des neuen Schuljahres — Ende August d. J. — eine Vorbildungs-klasse am Seminar eingerichtet und eröffnet werden. Eine erweiternde und vertiefende Wiederholung der Volksschulstoffe — namentlich in Religion, Deutsch, Rechnen und den Realien —, daneben Einführung in die polnische Sprache und ins Violinspiel, wird ihre besondere Aufgabe sein. Zu diesem Zwecke sieht der Lehrplan bei 32 Wochenstunden im ganzen folgende Fächer und wöchentlichen Stundenanzahlen im einzelnen vor: Religion 3, Deutsch mit Schönschreiben 6, Polnisch 4, Geschichte 3, Erdkunde 2, Rechnen und Raumlehre 5, Naturkunde 2, Zeichnen 2, Singen 2, Violin 1 und Turnen 2.

In die Vorbereitungs-klasse eintreten können vorzugsweise evangelische Knaben vom 15. Lebensjahre an. Beizubringen sind Lebenslauf, letztes Schulzeugnis, Tauf- und gegebenenfalls Konfirmationsurkunde, sowie Impfschein. Die Einschreibegelder betragen 5 Mk., das jährliche Schulgeld voraussichtlich 60 Mk. Bei erfolgreichem Besuche der Vorbereitungs-klasse geschieht die Aufnahme in die I. Seminar-klasse ohne besondere Prüfung.

Deutsch-evangelischer Landes-schulverband. Mitteilungen an die Schulgemeindenvorstände. Einreichung von Mitglieder-listen an die Wojts.

Nach § 13 des Gesetzes über die Veräuflichung von Schulbedürfnissen der Minderheiten sind die Mitglieder der Schulgemeinden von allen besonderen Schulsteuern und Schulabgaben für öffentliche Volksschulen befreit. Trotz dieser unabweislichen Vorschrift des Gesetzes kommt es aber noch vor, daß manche Wojts allgemeine Schulsteuern von den Mitgliedern unserer Schulgemeinden einfordern. Wo uns solche Fälle bekannt geworden sind, haben wir geeignete Maßnahmen getroffen, um unsere Mitglieder vor dieser Doppelbesteuerung zu bewahren. Wir müssen aber auch erwarten, daß die Vorstände der Schulgemeinden ihrerseits den gesetzlichen Vorschriften nachkommen, deren Erfüllung die Voraussetzung für die Befreiung von öffentlichen Schulabgaben ist. Hierzu gehört vor allem, daß den Wojts die Listen unserer Mitglieder zur Verfügung gestellt werden.

Wir eruchen die Vorstände unserer Schulgemeinden, welche den Wojts die Mitglieder-liste noch nicht eingekandt haben, das Besäumte nachzuholen und auch jede Veränderung im Mitgliederbestande der Schulgemeinde der Gemeindefonklei mitzuteilen. Selbstverständlich bezieht sich diese Vorschrift nur auf Schulgemeinden, die sich in bezug auf die Verwaltung und Unterhaltung der Schule von der politischen Gemeinde (Gmina) losgelöst haben.

Aus unserem Vereinsleben.

Deutsche Lage in Lodz.

In der Osterwoche stehen uns Zusammenkünfte von Vertretern deutscher Vereinigungen in Polen bevor.

Am Donnerstag, den 4. April, wird um 10 Uhr vormittags die Hauptversammlung des Deutschen Vereins zu einer Tagung zusammentreten. An ihr werden sowohl die Mitglieder der Verwaltung in Lodz wie auch Vertreter der Ortsgruppen aus ganz Polen teilnehmen. Nach dem vom Vorsitzenden zu erstattenden Bericht über die Entwicklung der Vereins-

arbeit und der ihr folgenden Stellungnahme zu deutschen Zukunftstragen, wird der Schatzmeister eine Uebersicht über den Stand des Kassenwesens bieten und den Haushaltsplan für das nächste Vereinsjahr zur Kenntnis bringen. Zum Schluß wird der Vorsitzende der Jugendabteilung in Lodz einen Vortrag über die Aufgaben der deutschen Jugendpflege in Polen halten, dem sich die Erörterung über die Einrichtung von Jugendabteilungen in Stadt und Land anschließen wird.

Am nachmittag desselben Tages werden Abgeordnete der deutschen Lehrervereine zusammenkommen, um den in unserem Blatte bereits besprochenen Deutschen Lehrerverband für Polen zu gründen.

Am Abend veranstaltet die Jugendabteilung des Deutschen Vereins einen Familienabend, an dem diesmal auch das mit der Jugendabteilung in Arbeitsgemeinschaft stehende Deutsche Pfadfindertorps tätigen Anteil nehmen wird.

Für den nächsten Tag, Freitag, den 5. April, ist für vormittag eine allgemein zugängliche Vortragsveranstaltung des Deutschen Lehrervereins zu Lodz vorgesehen, in der Lehrfragen besprochen werden sollen.

Am Freitag nachmittag findet ein Rechnerkursus der Deutschen Spar- und Darlehnskassenvereine statt.

Vorausichtlich wird sich diesen Tagungen am Sonnabend, den 6. April, eine Vertreterversammlung der Spar- und Darlehnskassenvereine anschließen, die sich mit der Wahl der Leitung des Verbandes der deutschen Genossenschaften in Polen und der Gründung einer Zentralkasse zu befassen haben wird.

Geistliches Konzert des Deutschen Vereins.

Zugunsten der neuen Stipendienstiftung des Deutschen Vereins soll am Sonntag, den 24. März, 6 Uhr nachmittags, im Konzerthaus ein geistliches Konzert veranstaltet werden, in dem sowohl Einzeldarbietungen wie auch Chorgesänge zu Gehör gebracht werden.

Jugendabteilung des Deutschen Vereins.

Auf der Suche nach Darbietungen für den Unterhaltungs-nachmittag verließ der Festausschuß der Jugendabteilung auf eine „amerikanische Verlosung“, die am Sonntag unter den männlichen Mitgliedern viel Anklang und eine zahlreiche Beteiligung gefunden hatte. Man verfeigerte mit wahrer Todes-verachtung; die Pfennigstücke fließen überflüssig und ergaben bald stattliche Bündel. Sammel- und praktische Gegenstände, die vom Erlös bezahlt wurden, fielen in die Hände der glücklichen Erwerber. Der Verfeigerung ging eine Vorlesung über die Ukraine und gemeinsamer Gesang voraus.

Die jungen Mädchen versammelten sich in großer Anzahl im Freitundenheim, um hier ihre Geschicklichkeit im Schießen mit dem Luftpistole zu erproben. Später unterhielt man sich in Gruppen bei Spiel und Gesang.

Am Mittwoch, den 6. März, schilderte Herr Dipl. Ing. H. Gesele im Kreise unserer Jugendabteilung, wo er bereits kein Unbekannter mehr ist, Wanderungen durch deutsche Gauen. Eine Lichtbilderreihe veranschaulichte deutsche Landschafts- und Städtebilder in schöner farbenprächtiger Wiedergabe, die Erläuterungen erhielten dadurch ihren besonderen Wert, daß sie meist auf Grund eigener Erlebnisse gegeben wurden. Herr Gesele sei für den schönen Vortrag herzlich gedankt.

Heute Sonntag, den 10. März, versammelten sich beide Gruppen um 8 Uhr im Jugendheim. Vorgelesen ist ein musikalisch-dramatischer Unterhaltungs-nachmittag, der sich aus genügenden Darbietungen zusammensetzt. Am Abend sind getrennte zwanglose Zusammenkünfte. Für die jungen Männer gelangt in der Veschalle das schon früher angelegte zweite Wettschießen mit dem Luftpistole zum Austrag.

Am Mittwoch, den 13. März, hält Herr Dir. R. Treut im Jugendheim seinen Vortrag über „Deutschland und Frankreich, die Geschichte ihrer politischen Beziehungen.“

deutsches Wort gesagt hatten. Wir mußten es den eigenen Kindern verbieten, ein deutsches Wort zu sprechen, mußten sie gelegentlich schelten, wenn sie auf der Straße ein lautes deutsches Wort gesagt hatten. Das hat uns Herz gekniffen, das erbitterte uns tiefste.

Und unsere deutsche Presse wurde uns genommen, sämtliche deutsche Zeitungen und Fachblätter. Unsere Rigaschen Kirchenblätter durften nicht mehr erscheinen. Ich erhielt einmal ein leeres Kuvert, darin lag eine Mitteilung der Post, der Brief sei deutsch geschrieben und deswegen kassiert, da es in Rußland verboten sei, Briefe in deutscher, hebräischer, ungarischer und Esperanto-Sprache zu schreiben. Viele Mütter haben das bitter schwer empfunden, wenn sie ihren im Kriege lebenden Söhnen nicht mehr ein Wort zukommen lassen konnten, weil sie nur die deutsche Sprache beherrschten.

Es kam noch schlimmer. An unserer Universität Dorpat bestand noch die deutsche Fakultät. Es kam der Befehl, sie zu russifizieren. Es wurde erklärt, das sei ganz unklar, es gebe gar keine Hilfsmittel in russischer Sprache, es fehle die wissenschaftliche Terminologie, es seien für die evangelischen Begriffe Ausdrücke im Russischen einfach nicht vorhanden. Alle Proteste halfen nichts, es blieb bei dem Befehl. Da nahmen die Professoren ihren Abschied mit Ausnahme eines unter ihnen, der, Slawe von Geburt, es unternahm, russisch zu lesen, und eines zweiten, des Professors der praktischen Theologie, Professor Hahn, dem die Erlaubnis gegeben wurde, in deutscher Sprache vorzutragen. Die anderen schieden aus und damit war die Fakultät begraben. Es wurden nur noch zwei Fächer gelesen. Die Studenten konnten lesen, wo sie blieben.

Und in dieser Zeit fiel die russische Revolution vom März dieses Jahres. Sehr bald hieß es bei jeder Freiheit, die verhängt wurde: Mit Ausnahme der Deutschen. Im wesentlichen blieb unser Geschick genau daselbe, das es gewesen war. Sehr bald mehrten sich dann die Webergrippe, es rief ein Zustand der Anarchie ein, der dazu führte, daß mehr und mehr auch die letzten heimatsgenossen leutzten: Ach, wenn nur die Deutschen kämen! Wie oft habe ich aus letzteren Munde diese Worte vernommen. Dann kamen die letzten Tage. Als wir es gar nicht mehr glauben und erhofften, da trachten plötzlich am Anfang des 1. September die Granaten in die Stadt hinein. Das waren nicht Schredens-, das waren Jubellöne! Wir wußten, daß Bomben und Granaten treffen und verwunden und töten

und Elend antichten, wir hatten manchen Fliegerüberfall erlebt. Aber es hat keiner gelagt, wir haben gedankt. Den Sonnabend und Sonntag, den 1. und 2. September hindurch fragte es wieder und immer wieder. Mancher Schaden ist angerichtet worden. Aber wir hofften und freuten uns — und dann brach der 3. September, der Montag, an. An jenem uns unvergeßlich bleibenden Tage des Morgens um 6 Uhr wackten mich meine Kinder, die zur Straße hinaus schliefen, mit der Nachricht: Es wird begonnen zu plündern. Und nun spielten sich vor unseren Augen die grauenvollsten Szenen ab. Soldaten, von Offizieren geführt, hinterher die Hefe des Volkes, zogen durch die Straßen. Die Läden und Geschäftslöke wurden zertrümmert, die Fensterscheiben eingeschlagen, und dann ging es hinein und wurde geraubt. Meiner Wohnung gegenüber war ein Wäsche-magazin, durch mehrere Etagen hindurch lagerten die Waren. Gegen eine Stunde hindurch flüchten aus sämtlichen Fenstern die Wäschevorräte auf die Straße, die unten mit Größeln und Schreien empfangen wurden, worauf sich ein Kampf um das Geraubte entspann. Immer erregter wurden die Leidenshaften. Es regte sich die Frage: Wann ergiebt sich die Welle in unsere Häuser? In solche Hände zu fallen und, was viel, viel grauenerfoller ist, in solchen Händen seine Frau und seine Tochter zu wissen! Ich glaube, es ist noch nie so heiß gebetet worden. Gegen 2 Uhr hieß die Plünderung nach. Die Truppen zogen ab. Es gingen Gerüchte um von furchtbaren Greueln, die sie verübt hatten. Noch hörte man immer wieder die Detonationen. Zum Teil mögen es Sprengungen gewesen sein, zum Teil Granaten, die in die Stadt fielen, niemand vermochte das klar zu unterscheiden. Und dann gegen 4 Uhr hieß es mit einem Male: Die Deutschen sind da! Bald kam der eine oder andere und sagte: Ich habe die deutschen Soldaten gesehen. Und mir wurde die Botschaft: In deiner Kirche sind die Deutschen. Unsere Kirche hat einen 120 Meter hohen Turm. Es waren Gerüchte verbreitet, daß Maschinengewehre dort untergebracht wären. Ich ging in die Kirche und fand drei deutsche Soldaten, einen Königsberger, einen Elsch-Lothringer und einen aus Baden oder Bayern. Sie standen da und bewachten die Kirche, während ihre Kameraden auf dem Turme waren. Mit welchem Jubel diese Boten der Freiheit begrüßt worden sind, läßt sich nicht beschreiben. Bald wogten die Straßen von der erregten und dankbaren Menge, und die beweglichsten Szenen spielten sich ab.

Die Mitglieder aller Unterabteilungen werden um zahlreiche Beteiligung an den Vorbereitungen für den nächsten Familienabend er sucht.

Zgierz.

Sonntag, den 24. Febr., 3 Uhr nachm., hielt der „Deutsche Verein“, Ortsgruppe Zgierz, seine dritte Hauptversammlung ab. Vor Eintritt in die Tagesordnung hielt der Hauptschriftleiter der „Deutschen Lodzer Zeitung“, Herr Carl Gollnisch, einen Vortrag über die politische Lage und die Deutschen in Polen. Der Redner ging von der augenblicklichen politischen Lage aus. Er streifte den Friedensschluß mit der Ukraine und die bevorstehenden Verhandlungen mit Großrußland und Rumänien und kam dann auf die Cholmer Grenzfragen zu sprechen. Er kennzeichnete die Stellung, die Deutschland dazu eingenommen habe. Die Erregung, die diese Fragen unter den Polen hervorgerufen haben, trugen zur Klärung der Lage wesentlich bei. Der Vortragende ging auf die Mißverständnisse ein, die zwischen den aus der alten Heimat gekommenen und den hier anässigen Deutschen so häufig herrschen. Es sei bedauerlich, daß die Reichsdeutschen vielfach sich nicht in die Seele der hier lebenden Deutschen hineinzuversetzen sich bemühten. Es sei das Wort von Deutschen zweiter Klasse gefallen. Der bekannte und beliebte Romanist Herr Rudolf Herzog habe im Jahre 1914 einen Roman „Das große Heimweh“ erscheinen lassen. Dieses Buch, das sich mit den Deutschen in Amerika beschäftigt, wolle der Redner jedem Deutschen in Polen und besonders auch der heranwachsenden Jugend warm ans Herz legen, da es vieles enthalte, was auch auf die hiesigen Verhältnisse zuträffe.

Eines übersehen die Reichsdeutschen immer, das das Auslandsdeutschtum in einem ständigen Kampfe stände, und dieser Kampf schaffe andere Menschen, als die Ruhe in der Heimat, wo das Deutschtum etwas Selbstverständliches sei. Dort gäbe es keine Einwirkungen und Eindrücke, gegen die man unter Aufbietung aller Kraft ankämpfen müsse, um sich das reine und unerschütterte Deutschtum zu bewahren. Die hiesigen Deutschen hätten in diesem Kampfe jedoch jetzt einen mächtigen Helfer gewonnen: das siegreiche Deutsche Reich, das seine Stammesbrüder, von denen es leider früher viel zu wenig gewußt hätte, nun kennengelernt habe und künftig nicht mehr im Stich lassen werde. Die Worte des Herrn Generalgouverneurs, die dieser zu den Deutschen in Lodz gesprochen habe, seien eine hohe Bürgschaft dafür. — Die Stimme des Einzelstehenden verhalte; die Stimme eines Mannes, der hinter sich 20 000 treue Gefolgsleute wisse, wie es durch den Anschluß an den Deutschen Verein gewährleistet sei, gewinne an Macht und Einfluß. Man werde es auch in der alten Heimat nicht übersehen können, wenn 20 000 Deutsche in Polen ihre Stimme erheben. — Zum Schluß rief der Redner den Deutschen in Polen jenes Wort aus dem Roman „Das große Heimweh“ zu, das für amerikanische Verhältnisse geprägt, auch hier in gewissem Sinne Geltung habe: „An Urbarmachung und Aufbau des Landes haben Sie den deutschen Schweiß gesetzt. Nun sehen Sie ihn auch an der Anerkennung Ihrer Vorkämpfer, Ihres Mitbestimmungsrechtes, Ihrer Regierungstätigkeit zum Ruhme der germanischen Kultur.“

Der Vortrag wurde mit großer Aufmerksamkeit angehört und beifällig aufgenommen.

Zum Vorsitzenden der Hauptversammlung wurde Herr Arthur Berndt und zum Schriftführer Herr Bruno Müller berufen. Der Vereinstaschierer, Herr Oskar Hille, gab den Rechenschaftsbericht bekannt, aus dem zu ersehen ist, daß die Einnahmen vom 25. März 1917 bis 1. Februar 1918 1835.47 M., die Ausgaben dagegen 1687.66 M. betragen, so daß am 1. Februar 1918 ein Kassenbestand von 147.81 M. zu verzeichnen ist. Die Versammlung nahm den Rechenschaftsbericht an und entlastete den Vorstand und den Ausschuß. Es wurde zu den Ersatzwahlen geschritten. Da der erste Vorsitzende, Herr Karl W. Bommé, zum Leidwesen aller Mitglieder sein Amt krankheitshalber niederlegen mußte, so wurden gewählt in den Vorstand: zum ersten Vorsitzenden Herr Leopold Bredschneider, zum zweiten Vorsitzenden Dr. Alfred Wolf, Kassierer wurde Herr Oskar Hille, Schriftführer die Herren Bruno Müller, Wilhelm Berjäh und Reinhold Jungto. In den Ausschuß wurden berufen die Herren: Robert Ernst, Oskar Zahn, Friedrich Zobel, Ernst Lindner, Hermann Wedewert, Karl Wagner, Robert Berneker, Karl Maier, Ferdinand Gehler, Frz. Elsa Szmisch, Frau Frieda Lindner und Frau Christine Jungto.

Tuzel.

Eine Zusammenkunft der Freunde und Mitglieder des Deutschen Vereins fand hier am 24. Februar statt. Herr Hauptlehrer Schmidt sprach über die Notwendigkeit der Sicherung der kulturellen Bedürfnisse der Deutschen. An dem Vortrag schloß sich eine Aussprache, in der den Ausführungen zugestimmt wurde. Eine Anzahl Zuhörer, die bisher dem Verein noch nicht angehört, ließen sich als Mitglieder einschreiben, so daß die Mitgliederzahl auf 62 gestiegen ist.

Landwirtschaftliche Vorträge.

Herr Kreistagsabgeordneter Henning hielt am 20., 21. und 26. Februar in Okup für Mitglieder der dortigen Ortsgruppe Vorträge über Bodenkunde, Meliorationen, Bodenbearbeitung und Ernährung des Viehs, insbesondere der Milchkuhe.

Am 27. Februar hielt Herr Henning in der Schule zu Anielin bei Lasz einen Vortrag für die dortige Ortsgruppe über Bodenkunde und Bodenbearbeitung.

Ueber dieselben Fragen sprach Herr Henning am 14. Februar in Pawlówice bei Pabianice vor Mitgliedern der dortigen Ortsgruppe.

Deutsches Genossenschaftswesen.

In der letzten Sonntagsausgabe der „Deutschen Lodzer Zeitung“ veröffentlichte Herr Dr. jur. H. P. Fischer einen Bericht über das deutsche Genossenschaftswesen in Polen, dem wir folgendes entnehmen:

Durch Vermittlung des Deutschen Vereins in Lodz setzte im Herbst 1917 durch den Verband deutscher Genossenschaften in der Provinz Polen eine großzügige Gründungstätigkeit ein. In kaum einem halben Jahre entstanden in den deutschen Kolonien Polens über 90 Raiffeisenklassen nach deutschem Muster, die zum Teil schon mit schönem Erfolge die Geschäftstätigkeit aufgenommen haben. Die Gründungen, die zunächst größtem Mißtrauen der Landwirte begegneten, gehen weiter, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß heute schon manche Wirte an die Verbandsleitung herantreten und um Gründung von Klassen ersuchen. Die bisher gegründeten Genossenschaften haben sich zu einem Verbande

der deutschen Genossenschaften in Polen zusammen geschlossen, der seinen Sitz in Lodz, Petrikauer Str. 100, hat.

Das hoffentlich bald geschlossene Reg von deutschen Kreditgenossenschaften in Polen gewinnt zunächst dadurch große Bedeutung, daß es ausgleichend wirken kann zwischen dem Kapitalmangel, der vom Kriege schwer betroffenen Gegenden und dem Geldüberfluß der verschont gebliebenen Landstriche. Die zum Wiederaufbau und zur Wiederinstandsetzung der Wirtschaft notwendigen Mittel können natürlich nicht durch Staatsbeihilfen allein gedeckt werden, daher ist diese Art der Selbsthilfe durch den Zusammenschluß der einzelnen deutschen Landwirte aufs freudigste zu begrüßen.

Jedenfalls wird der Kapitalbedarf der deutschen sowohl wie der polnischen Landwirte erheblich sein, wenn erst der Wiederaufbau und die Wiedereinrichtung in vollem Gange ist. Das inländische Kapital wird dann kaum ausreichen, alle Bedürfnisse zu decken. Die Errichtung ordentlicher, zweckmäßiger Wohnhäuser und Ställe, die Anwendung von Kunstdünger, die Beschaffung von landwirtschaftlichen Maschinen aller Art, der Ankauf einwandfreien Saatgutes, die Hebung der Viehzucht, die Einführung großzügiger Vorflutrichtungen (Drainage) u. a. erfordern bedeutende Geldmittel.

Ehe jedoch an eine allgemeine Drainage gedacht werden kann, ist es zunächst erforderlich, daß eine umfassende Flurbereinigung stattfindet, denn die einzelnen Felder sind durch die vielen Teilungen innerhalb der Familie zerstückelt und meistens von geringer Größe. Auch hier kann die Genossenschaft zum Segen des Dorfes werden, wenn es ihr gelingt, das Gemeinschaftsgefühl zu wecken und zu stärken und den obersten genossenschaftlichen Grundsatz zu pflegen: „Einer für Alle, Alle für Einen“. Bisher fehlte dem hiesigen Landwirt der alte deutsche Bauernstolz der Treue seinem ererbten Boden gegenüber. Mancher Landwirt war mehr Grundstücksbesitzer, der rasch verkaufte, wenn er einen kleinen Verdienst dabei erzielen konnte. Freilich erstand der Betreffende fast immer eine größere Wirtschaft an Stelle der früheren, dem Boden aber war dieser Wechsel durchaus nicht zuträglich; der Ertrag, der nur einen Bruchteil des Erreichbaren betrug, gibt davon bereite Kunde.

Po litische Wochenschau.

Als der Ring der Gegner Deutschlands und seiner Verbündeten durch den Frieden mit der Ukraine gesprengt worden war, gab man sich allgemein der Hoffnung hin, daß bald noch weitere Friedensschlüsse unter den kriegführenden Gruppen folgen würden. Die letzten Ereignisse haben diese Erwartung zu einem guten Teil erfüllt. Am Sonntag durchlief die Welt die frohe Kunde, daß nunmehr auch Rußland den Frieden mit den Mittelmächten eingegangen sei. Die Volkstiefe, daß der Friede nunmehr zur Tatsache geworden ist, hat auch bei uns Millionen Herzen in heller Freude höher schlagen lassen und manche Träne wird getrocknet werden durch die Aussicht, daß es mit den aus Rußland Heimkehrenden bald ein heiß herbeigewünschtes Wiedersehen geben wird. Der neue Friede offenbart sich uns als eine Siegeswirkung der ungeschwächten deutschen Waffe, die ihren im Osten siegreich begonnenen Feldzug durch die letzten Taten einem ruhmvollen Ende entgegenführte. Die Brest-Litowsker Verhandlungen zogen sich durch die abschließliche Verzögerung der russischen Delegation in die Länge, man kam über schöne Worte nicht hinaus. Nach dem Frieden mit der Ukraine vom 9. Februar glaubten die Russen sich billig loszulassen zu können, indem sie den Mittelmächten einen Frieden ohne Vertrag anboten, der von letzteren begreiflicherweise nicht nur nicht angenommen wurde, sondern auch den Ausschlag zur Aufhebung des Waffenstillstandes mit Rußland gab. Jetzt sahen sich die Russen zur Annahme eines Friedensvertrages gezwungen, der für sie früher billiger zu haben gewesen wäre. Zwar werden Zweifel geltend gemacht, als ob ein Friede mit der jetzigen russischen Regierung der sicheren Grundlagen entbehre und ihr Sturz ein Wiederaufleben des Krieges im Gange haben könne. Gegen die letzte Annahme spricht der Umstand, daß die völlige Erschöpfung des Russenreiches ein neues Vorgehen gegen die Mittelmächte so gut als ausgeschlossen erscheinen läßt, auch wenn eine dem Frieden gegnerisch gesinnte Regierung aus Rußland kommen sollte. Die Hauptsache ist vor der Hand, daß der Frieden überhaupt zustande gekommen ist; seinen Schatz werden die Mittelmächte in Fühlung mit den ehemals zu Rußland gehörenden Randschaften, die durch Deutschlands Förderung zu selbständigen nationalen Leben erwachen werden, zu sichern wissen. Mit dem Bekanntwerden des Friedensvertrages mit Rußland sind auch die militärischen Bewegungen des deutschen Heeres auf der ganzen großrussischen Front eingestellt worden. Möge die günstige Wendung im Osten des europäischen Kriegsschauplatzes ein erfreuliches Anzeichen für eine baldige Entscheidung auch im Westen abgeben.

Der Friedensvertrag der Mittelmächte mit Rußland fußt im einzelnen auf den Friedensbedingungen, die Deutschland der Petersburger Regierung anlässlich ihrer neuerlich bekundeten Friedensgeneigtheit als ein langfristiges Ultimatum gestellt hatte, und die wir in unserer letzten Besprechung an dieser Stelle im Wortlaut wiedergaben. Demnach verpflichtet sich Rußland zur Räumung der türkischen Provinzen, der Bezirke Erzerhan, Kars und Batum, und im Norden von Estland, Livland, Finnland und die Alandsinseln, welche Gebietsteile einer Neuordnung ihrer Verhältnisse auf dem Wege der Selbstbestimmung ihrer Einwohnererschaft entgegengehen. Es ist auch das weitgehendste Einvernehmen getroffen worden über alle künftigen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen beider Gruppen. Hierbei ist dem neuen, für beide Seiten geltenden Handelsvertrag besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden; er entlehnt seine Hauptzüge dem deutsch-russischen Handelsvertrag aus dem Jahre 1914. Änderungen wurden nur dort vorgenommen, wo sie durch den Krieg und durch besondere Interessen des Vierbundes bedingt sind.

Das deutsche Volk nimmt das Ausscheiden Rußlands aus der großen Zahl seiner Feinde mit froher Genugung auf. Es wird aus dem Zusammenschluß des ihm zahlenmäßig so überlegenen Russenreiches die jeiliche Kraft schöpfen, die es für die noch kommenden schweren Kämpfe an der Westfront notwendig braucht wird. Die deutsche Presse gibt allgemein den tiefen Eindruck wieder, den der Friedensschluß im ganzen Lande hervorgerufen und jetzt ihn als einen Sieg des deutschen Schwertes. Auch in Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und in der Türkei wurde die Nachricht von der Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Freude und Begeisterung aufgenommen. Kaiser Wilhelm richtete an Generalfeldmarschall v. Hindenburg, dem die

deutschen Siege in erster Linie zu danken sind, aus diesem Anlaß folgendes Telegramm:

Nachdem der Friede mit Rußland unterzeichnet und hiermit der fast vierjährige Krieg an der Ostfront zu glorieichem Abschluß gelangt ist, ist es mir tiefstes Herzensbedürfnis, Ihnen, Mein lieber Feldmarschall, und Ihrem treuen Gehilfen, dem General Ludendorff Meinen und des deutschen Volkes heißen Dank erneut auszusprechen.

Sie haben durch die Schlacht von Tannenberg, durch die Winterschlacht in Masuren und durch die Kämpfe bei Lodz den Grund für alle weiteren Erfolge gelegt und die Möglichkeit geschaffen, mittels des Durchbruches von Gorlice-Tarnow die russischen Armeen zum weiteren Rückzuge zu zwingen und allem ferneren Ansturm feindlicher Heeresmassen siegreich standzuhalten. Und nun ist der kostbare Siegespreis jahrelangen Ringens in unserer Hand. Unsere baltischen Brüder und Volksgenossen sind vom russischen Joch befreit und dürfen sich wieder als Deutsche fühlen.

Gott war mit Uns und wird weiter helfen. Wilhelm I. R.

Ein Friedensvertrag mit Rumänien steht aller Voraussicht nach gleichfalls in kurzer Sicht. Die von den Mittelmächten der rumänischen Regierung vorgelegten Friedensbedingungen erschienen dieser ursprünglich als unbefriedigend, worauf die Zukünftigen Verhandlungen zu scheitern drohten. Die Mittelmächte gaben zu verstehen, daß sie in diesem Falle entschlossen sind, die Kampfaktivität an der rumänischen Front wieder aufzunehmen. Die wenig erfreuliche Lage, die für Rumänien hieraus erwachsen wäre, wirkte auf deren Regierung bestimmend, so daß der neue rumänische Ministerpräsident sich auf Grund der deutsch-österreichischen Bedingungen nunmehr zu Verhandlungen bereit erklärte. Die Waffen ruhen jetzt wieder an der rumänischen Front. Es besteht die Hoffnung, daß ein völliges Einvernehmen zwischen beiden Parteien in aller nächster Zeit erfolgen wird. Rumänien wird sich zur Abtretung der Dobrubtscha, zur Verzichtung rumänisch-ungarischer Grenzfragen und zu wirtschaftlichen Zugeständnissen an die Mittelmächte entschließen müssen. Als Gegenleistung sollen Rumäniens Ansprüche auf Besarabien Zustimmung erfahren.

Japans Streben nach Weltmacht kommt immer mehr zum Vorschein. Es erklärt jetzt seine Absicht, sich in die ostasiatischen Angelegenheiten Rußlands einzumischen, angeblich, um der durch das deutsche Vorgehen auch dem fernem Osten drohenden Gefahr zu begegnen. In Wirklichkeit gebrauchen die Japaner diesen Vorwand nur als Deckmantel ihrer Eroberungsabsichten. Wladivostok und die angrenzenden Gebiete wurden von ihnen bereits besetzt. Amerika und England sehen der Machtentwicklung Japans, die ihnen immer unliebbarer wird, voll Neid und Mißtrauen zu. In Anbetracht ihrer jetzigen Lage unterlassen sie aber wohlweislich jede Einmischung.

England verläßt jetzt durch den Mund ihres Ministerpräsidenten Bonar Law einen neuen Feldzug der Lüge und Verleumdung gegen die Mittelmächte, nachdem alle Waffentaten nicht fruchteten. Es soll unter den Neutralen und in den Staaten der Vierbündnisse mit allen Mitteln eine bezahlte Propaganda gegen die ententfeindlichen Regierungen einsetzen. Ein beredtes Zeugnis für die Schwäche des nach außen hin so stolzen Englands! Das unter der englischen Fessel schmachtende irische Volk ist in neue revolutionäre Unruhen ausgebrochen.

Die siegreichen deutschen Truppen waren bei ihrem Vorgehen auf russischem Boden bis Karwa vorgeedrungen, wo ihnen der Friedensschluß mit Rußland ein Ziel setzte. Ebenso rasch ging der deutsche Vorstoß an der ganzen übrigen Ostfront voran. Am 1. März wurde den Maximilianisten durch deutsche und ukrainische Truppen Kiew entrissen. Ungeheuer war die Beute, welche die deutsche Heeresmacht bei ihrem Unternehmen zu erzielen vermochte. Der deutsche Heeresbericht meldet: Die dem Feinde abgenommene Beute ist auch nicht annähernd zahlenmäßig festzustellen. Soweit Meldungen vorliegen, sind in unserem Besitz: An Gefangenen 6800 Offiziere und 57 000 Mann. An Beute 2400 Geschütze, über 5000 Maschinengewehre, viele tausend Fahrzeuge, darunter über 500 Kraftwagen und 11 Panzerautos, über 2 Millionen Schuß Artilleriemunition und 128 000 Gewehre, 800 Lokomotiven und 8000 Eisenbahnwagen. Hierzu kommt die Beute von Reval mit 13 Offizieren, 500 Mann, 220 Geschützen, 22 Flugzeugen und vielen rollenden Material.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz fanden mißglückte englische Vorstöße in Flandern und französische Artillerieangriffe auf den Maashöhen statt. B.

Nr. 4 der „Landwirtschaftlichen Beilage“, die für die Leser auf dem Lande beliebt, hat folgenden Inhalt: März. Bauernregeln. Gärten- und Landwirtschaftskalender. — Einige Gedanken über die Aufgaben der Landwirtschaft nach dem Kriege. — Wie baut man auf dem Lande zweckmäßig, schön und billig? Für die „Deutsche Post“ geschrieben von Architekt Georg Pirwitz, Dresden-Motitz. — Unsere Hühner und Schweine. — Kleine Mitteilungen.

Verantwortlicher Herausgeber und Schriftleiter: Adolf Gädler, Lodz. Druck: Deutsche Staatsdruckerei in Polen.

Einkaufs- und Verbrauchs-Verein „Deutsche Selbsthilfe“

Unsere Mitglieder werden darauf aufmerksam gemacht, daß in unseren Verkaufsstellen Zigaretten folgenden Fabrikats zu haben sind:

- „Polakiewicz“ . . . 10 Stück 60 Pfg.
„Latern“ 10 „ 60 „
„Osmanie“ 10 „ 80 „
„Hornmühle“ 10 „ 80 „

Zahnarzt Gottlieb Gutzmann, Lodz, Gieniewitzstr. 83, 1. Etage. Drogerie ARNO DIETEL, Lodz, Petrikauer Straße 157. Apothekermaterialien, Chemikalien, Versandstoffe, unimmiaraten, Mittel zur Keamtensple, Mineralwasser, Seifen und Parfüms

Landwirtschaftliche Beilage

zur „Deutschen Post“

Blatt der Landwirtschaftlichen Bezugs- und Absatzgesellschaft des Deutschen Vereins, Hauptst. in Lodz.

Nr. 4

Sonntag, 10. März

1918

März.

Bauernregeln.

Märzgrün — ist nicht schön.

Märzstaub bringt Gras und Laub.

Märzschnee tut Frucht und Weinstock weh.

Zu frühes Säen ist selten gut,
Zu spät säen tut gar nicht gut.

Der März nicht trocken und nicht naß,
Der füllt dem Bauer Kist' und Faß;
Und blizt's und donnert's endlich gar,
Kommt ganz bestimmt ein gutes Jahr.
Noch tut's das Wetter nicht allein,
Die Pflanz' braucht Kalt zum Gebeih'n.

Garten- und Landwirtschaftskalender.

Säen: Petersilie, Monatrettich, Zuckerschoten, Brokkelerbsen, gelbe Rüben, Schwarzwurzel, Spinat, Salat; gegen Ende des Monats Zwiebelsamen und Stedzwiebel in den Boden. Schnittlauch umkehren. Spargelbeet reinigen und umstechen. Wege reinigen. Beschneiden der Obstbäume und Stachelbeeren. Frühbeet säen. Rosen und andere Sträucher abdecken. Wiesen und Kleefelder eggen, Mautwurzsaufen ebenen, Widenhafer säen.

Einige Gedanken über die Aufgaben der Landwirtschaft nach dem Kriege.

In der in Kostock erscheinenden „Norddeutschen Landwirtschaftlichen Zeitung“ finden wir treffliche Ausführungen über die Aufgaben der deutschen Landwirtschaft. Sind sie auch in erster Linie für die Verhältnisse in Deutschland berechnet, so bieten sie doch so viel Anregungen und praktische Winke, daß auch unsere Landwirte daraus recht viel lernen können.

Die Hauptaufgabe der Landwirtschaft nach dem Kriege wird es sein, uns für den dann beginnenden Wirtschaftskampf unabhängig zu machen.

Vor dem Kriege war die Landwirtschaft selbst ja auf verschiedenen Gebieten auf Einfuhr angewiesen. Wäre dies nicht der Fall gewesen, hätten wir schon damals ganz auf eigenen Füßen gestanden, so würden wir während des Krieges nicht in so hohem Grade haben umlernen müssen, und dem deutschen Bauern würden seine erstaunlichen Leistungen, durch die er sein Vaterland vor dem Verhungern schützte, nicht gar so sauer geworden sein.

Die Einfuhr von Kleeergrasamereien, Futtermitteln und Handelsdünger hat während des Krieges fast ganz aufgehört. Späterhin wird — wenigstens in den ersten Jahren — mit der Wiederkehr der früheren Verhältnisse nicht zu rechnen sein.

Hinsichtlich der Kleeergrasamereien ist das kaum zu bedauern. Gesunde Kleeergrasamereien gab es kaum noch, überall zeigte sich Seide oder gar Krebs. Die Kleeergrasamereien wiesen daher große Fehlstellen auf und der Acker verqueete. Der betr. Schlag wurde vielfach zu einmaligem Schnitt und dann als Weide benutzt, nicht selten sogar noch im nächsten Jahr als „Dresch“ abgehütet. Derartige Nichtachtung des Ackers, der dauernd in höchster Anspannung gehalten werden muß, um uns ernähren zu können, dürfen wir uns nicht mehr leisten. Diese Einsicht bricht sich auch mehr und mehr Bahn. Ein Beweis dafür ist, daß der eigentliche Kleeergrasbau abnimmt, wogegen überall Dauerweiden angelegt werden. Die Vorzüge dieses Verfahrens liegen auf der Hand. Die

Dauerweide erfordert nur einmalige Ansaatkosten und wird bei richtiger Behandlung jedes Jahr besser, während die Kleeergrasamereien im abtragenden Schlag jedes Jahr neue Kosten und ein neues Risiko mit sich bringt. Außerdem braucht eine gut im Stande befindliche Dauerweide nicht so groß zu sein, wie der sonst zu dem unsicheren Kleeergrasbau in der laufenden Fruchtfolge benutzte Schlag. Es wird also Acker für den Kornbau gespart. Der Ausfall an Kleeergras wird nach der fast überall dringend nötigen und fast nirgends gebührend geachteten Meliorierung der Wiesen mit Leichtigkeit wieder eingebracht. Bei diesem Punkte sei es mir gestattet, etwas zu verweilen. Es ist nämlich geradezu erstaunlich, wie geringe Aufmerksamkeit in meinem engeren Vaterlande Mecklenburg den Wiesen geschenkt wird. Es kommt doch nicht allein darauf an, daß man 15 Zentner Roggen und 20 Zentner Hafer vom ¼ Hektar drischt. Wo viel gutes Wiesenfutter ist, kann viel Vieh gehalten werden. Das ist aber für die kommenden Jahre ganz besonders wichtig. Nicht nur wegen des Stalldüngers, sondern ganz besonders deshalb, weil wir noch lange Jahre mit Fleischnot zu kämpfen haben werden. Wie unendlich viele jammervolle Moorbrücker muß man sehen, die an Hopfenverankung und Ellernkrankheit leiden, aber — abgeholt und entsprechend kultiviert — erstklassige Wiesen oder Weiden abgeben würden.

Wieviel schlechte und saure Wiesen gibt es noch, die bei richtiger Entwässerung ganz andere Erträge bringen könnten! Endlich aber: wo findet man — auch bei sonst ganz normalen Verhältnissen — Wiesen, die mit der gleichen Sorgfalt und Liebe behandelt würden, wie der Acker? Moos und Büllken und zugedackte Gräben — das ist das übliche Bild. Ist es da verwunderlich, wenn die Viehzucht nicht vorwärts will, und wenn der besorgte Landmann sein Geld zum Händler trägt um alle möglichen Kalt- und ähnliche Mittelchen zu kaufen, durch welche er seinem Vieh zu gutem Knochenbau zu verhelfen hofft? Wäre es nicht erheblicher einfacher, die Wiesen und Weiden einmal gründlich zu kalten?

Der poetisch gestimmte Städter, der an einem schönen Sommersonntagmittag durch die Felder, durch die Auen schweift, freut sich zwar sicherlich über die belebende Farbe des Sauerampfers in dem gleichmäßigen Grün der Wiesen und Kleeergrasamereien. Aber dem Landmann sollte dieser Anblick sagen, weshalb sein Vieh eine so schlechte Knochenbildung hat und nicht aus der Stelle wächst. — Bei der Anlage von Dauerweiden wird sich allerdings eine Schwierigkeit einstellen, nämlich der Mangel bezw. der hohe Preis des Drahtes. M. E. muß letzterer aber nach Beendigung des Krieges bei Aufräumung der Schützengräben und Kampfstellungen in einer Menge zu gewinnen sein, die den Bedarf der Landwirtschaft weit übertrifft. Denn was dann die Folge sein würde, mag man aus dem Vorschlage entnehmen, der im vergangenen März gemacht wurde, als der Schnee nicht weichen wollte. Damals hieß es, er müsse öffentlich bewirtschaftet werden, dann würde die Not bald gelehrt und der Schnee verschwunden sein.

Wo die Meliorierung der Wiesen und die Anlage von Dauerweiden bei Fortlassung des Kleeergrasamereien den vorhandenen Bedürfnissen nicht genügen sollten, wird auf Einfuhr von Serradello als Herbstweide und auf Grünfütterbau in der Brache zurückgegriffen werden können. Die reine Schwarzbrache ist durchaus nicht überall erforderlich und bedeutet in der Mehrzahl der Fälle Ackererschwendung. Der Acker kann auch durch Hacken und Stoppelschalen rein gehalten werden; dazu bedarf er der Brache nicht. Es wird also sehr häufig richtig sein, in der Brache Grünfütter, Hackfrüchte usw. vorweg zu nehmen und nur etwa ganz besonders verunkrautete Stellen als Schwarzbrache zu behandeln.

Die eigene Produktion an Kleeergrasarten wird, obwohl sie im Zunehmen begriffen ist, doch niemals der früheren Einfuhr gleich — oder nur nahe kommen. Auf Bektere wird — wenigstens im früheren Umfange nicht — zu rechnen sein. Es wird daher nichts übrig bleiben, als „umzulernen“, d. h. die Wiesen richtig zu behandeln und die Grassaatkosten nur einmal für eine gute Dauerweide statt jedes Jahr für schlechte Kleeeschläge auszugeben.

Aber Wiesen und Weiden allein genügen zur ordnungsmäßigen Durchhaltung unserer Viehbestände nicht. Wir bedürfen hierzu auch des Kraftfutters. Wenn wir nun auch hoffen wollen, daß wir beim Friedensschluß unsere Kolonien ungeschmälert zurückerhalten, so kann es — besten Falles — doch eine Reihe von Jahren dauern, bis wir wieder auf regelmäßige Einfuhr von dort rechnen können. Wir werden uns also durch Umbau von Delfrüchten — weit mehr als vor dem Kriege — und durch Anlage von Trocknungsapparaten helfen müssen, so gut es geht. Hoffentlich werden die Fabriken, welche die Darrten herstellen und jetzt wohl meist lahmgelegt sind, sofort nach Beendigung des Krieges wieder betriebsfähig gemacht, damit diesem dringenden Notstand abgeholfen werden kann.

Vielleicht denkt mancher, bezüglich des Kornbaues seien wir doch wenigstens auf der Höhe und größere Erträge seien kaum zu erzielen. Was den Großgrundbesitz und nicht zum wenigsten den Pächterstand anlangt, so sind ja allerdings erfreulicherweise die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen in immer weitere Kreise gedrungen, und es gilt heute nicht mehr der Satz, daß, wer zu allem andern zu dumm ist, noch klug genug ist, um Landmann zu werden. Der Großgrundbesitz ist — wenigstens größten Teils — mit der Zeit fortgeschritten und die Korn-Erträge der großen Güter lehren, daß der Landmann heutzutage auch Chemiker und Botaniker sein muß. Aber hier und da hapert es doch noch. Besonders hinsichtlich der Frage des Saatwechfels. Wenn wir doch alle spätestens alle zwei Jahre neue gute Roggen Saat nehmen wollten! Dieser Strohseufzer ist berechtigt, denn er entspricht der — glücklicherweise angenehmen — Erfahrung meines eigenen Geldbeutels. In meiner Heimat überstiegen die Roggenerträge dieses sehr ungünstigen Jahres diejenigen von 1915 genau um das Doppelte und übertrafen auch noch diejenigen des reichen Jahres 1916, weil ich diesmal ausschließlich Original- und I. Abfaat verwendet hatte. Mancher denkt genug zu tun, wenn er Saatroggen vom Nachbarn einkauft. Das gilt besonders von den Bauerngemeinden. Natürlich hat dies Verfahren aber so gut wie gar keinen Zweck. Der Roggen stammt von einem gleichen oder ganz ähnlichen Felde und ist so und so vielter Nachbau — was kann man da verlangen! Ehe wir nicht die Samen davor verkernen, alle zwei Jahre etwas in die Tasche zu greifen, um neues erstklassiges Saatgut anzuschaffen, werden unsere Brotkornenerträge nicht die sein, die sie sein könnten und müßten. Haben wir es erst gelernt, die Notwendigkeit dieser Ausgabe einzusehen, so werden wir sie mit der gleichen Selbstverständlichkeit in unsern Etat aufnehmen, wie diejenige für Handelsdünger.

Und damit kommen wir zu einem nicht durchweg erfreulichen Kapitel. Denn wie wird es nach dem Kriege mit der Beschaffung von Kunstdünger aussehen? Wir wissen es ja alle: Kali ist mehr, als genug da, in Stickstoff werden wir erkranken, aber die Phosphorsäure wird — wenigstens die ersten Jahre — nicht in ausreichender Menge zu beschaffen sein. Es wird uns also nichts anderes übrig bleiben, als dem Acker durch verstärkte Gaben von Stickstoff und Kali — nötigenfalls aber auch von Kalk — etwas „vorzulügen“, ebenso wie wir jetzt unsern Magen betrügen, indem wir ihn, sehr gegen unsere Gewohnheit, voll schlechten Brotes und Kartoffeln stopfen und ihm dann im Brustton der Ueberzeugung versichern, er sei satt und brauche nichts mehr. Ein gesunder Mensch hält das aber einige Jahre ganz gut aus und ein anständig behandelter Acker, dessen Bakterientätigkeit durch richtige Bestellung doch die Hauptsache besorgen muß, wird ebenfalls eine zeitlang ohne oder mit nur geringer Zufuhr von Phosphorsäure auskommen können.

Durch diese in kurzen Zügen skizzierten Maßregeln wird es uns hoffentlich möglich sein, den Bedarf des deutschen Volkes an Brotkorn und Fleisch für die Zukunft auch dann zu decken, wenn der Wirtschaftskrieg dem Kampfe folgen sollte. Aber damit sind die Aufgaben unserer Landwirtschaft noch nicht erschöpft.

Welcher meiner freundlichen Leser hat nicht mit heißem Bemühen die zahlreichen Verordnungen „betr. Web- und Strickwaren“ studiert — oder wenigstens ihre Ueberschriften? Diese Verordnungen geben zu denken? Ihr Vorhandensein zwingt zu dem Schluß: Wir müssen der Schafzucht wieder

unserer Aufmerksamkeit zuwenden, wir müssen Hanf und Flachsbauen, damit wir unsern Bedarf selber decken können. Die Anfänge sind ja schon gemacht — hinsichtlich der Schafzucht erfreulicherweise bereits in so erheblichem Umfange, daß ich mich darauf beschränken kann, auf die zahlreichen, dies Thema behandelnden Veröffentlichungen hinzuweisen. Ähnliches gilt vom Fla.hs. Aber wie ist es mit dem Hanf? Schafe und Flachsbau bedeuten uns nichts ungewohntes. Aber der Hanf? Vor dem Kriege waren in Deutschland nur 600 Hektar mit Hanf angebaut und noch heute gilt der Satz: „wat de Buer nich kennt, dat ett hei nich“.

Ich weiß nicht, ob Bilder von der Hanfpflanzung, die die Stadt Bülow im vorigen Jahre auf Moorländereien angelegt hatte, in landwirtschaftlichen Zeitungen veröffentlicht sind. Sollte es nicht geschehen sein, so geschieht es hoffentlich in diesem Jahre, damit möglichst weite Kreise einmal sehen, daß es wirklich nicht so schlimm sein kann, Hanf zu bauen — auch wenn man nicht gleich Halme von 2,50 bis über 3 Meter hat, wie die Stadt Bülow. Wie umfangreich die so gut wie ungenutzt daliegenden Moorländereien im deutschen Reich sind, haben wir in den letzten Jahren alle — fast bis zum Ueberdruß — in der Fachliteratur gelesen. Auch wenn weitaus der größte Teil dieser Flächen als Wiesen oder Weiden zu verwenden ist, so bleibt doch für den Hanfbau, den wir nun mal für die Zukunft in unsern Wirtschaftsplan aufnehmen müssen, genug Raum. Dazu kommt, daß die Notwendigkeit, Hanfbau zu treiben, durchaus keine unangenehme ist. Wer eine Weide auf Moorboden anlegen will, sollte die betreffende Fläche erst einmal mit Hanf bestellen. Er wird sich wundern, ein wie reines Feld zur Ansaat der Gräser er nach der Hanfernte vorfinden wird. Ueberdies ist ein Kleinertrag von 2—300 Mark für $\frac{1}{4}$ Hektar auch nicht zu verachten. Die Urbarmachung des Moorlandes ist auch nicht schlimm; wenn etwa vorhandene Stubben ausgerodet und die nötige Entwässerung beschafft ist, fährt der Lanzsche Landbaumotor, der nicht mehr als zwei Mann Bedienung verlangt, zweimal hin und her — und das Land ist saatterig. Ich würde dies nicht behaupten, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte. Der Einzige im Deutschen Reich, der schon vor dem Kriege gewußt hat, was wir in dem Landbaumotor für eine Maschine haben — daß der Landbaumotor überhaupt das Moorland zur Zukunft sein wird, ist Schurig in Ehin. Diese rechtzeitige Einsicht ist ihm ja auch gut bekommen. Natürlich ist der Motor sehr teuer. Behörden und größere Gemeinden werden aber nach dem Kriege, soweit es nicht schon geschehen ist, doch zum Ankauf schreiten müssen, sodas der kleinere Besitzer sich die Maschine für ein billiges Geld leisten können.

Vielleicht wäre es sogar möglich, daß sich hier oder da einige, über reiche Moorländereien verfügende Gemeinden zur Anschaffung eines Landbaumotors genossenschaftlich zusammenschließen? Der Einzelne ist nicht immer in der Lage, sich ein so teures Gerät anzuschaffen. Das Zugvieh wird aber nach dem Kriege sehr knapp bleiben, denn unter unseren armen, geplagten Arbeits- und Feldzugskameraden, den Pferden haben Hunger und Krieg fürchterlich ausgeräumt. Die wirtschaftliche Lage drängt also mit Notwendigkeit zur Bildung von Motorpfluggenossenschaften hin. Ob der Krieg uns endlich gelehrt hat, was wir im Frieden schon lange hätten nicht nur wissen, sondern tun sollen?

Ob wir endlich begreifen werden, daß vor Allem der kleine Landwirt, besonders der so schwer um seine Existenz kämpfende Erbpächter, nur fortkommen kann, wenn er sein wirtschaftliches Eigenbröckertum aufgibt und anfängt, sich mit Gleichgesinnten zu Einkaufs-, Dresch-, Motorpflug-, Viehverwertungs- usw. Genossenschaften zusammenzutun? Der Krieg hat uns viel Schweres gebracht. Mochten wir das Gute, auf das er uns hinweist, nicht ungenutzt am Wege liegen lassen! Die Bestrebungen, die sich — von der Regierung angeregt — allenthalben zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse geltend machen, lassen ja übrigens das Beste hoffen. Wenn sich nur nicht im geeigneten Moment eine „Reichsfeldbahnmaterialverwertungsgesellschaft“ in Berlin aufstun wollte. Man kann da nur die schwärzesten Befürchtungen hegen, zumal da es, soviel ich weiß, eine „Reichsautoverwertungsgesellschaft“ schon gibt.

Alles läßt sich trotzdem nicht mit Arbeits- und Beförderungsmaschinen machen. Ohne das Pferd werden wir nie auskommen können. Die Pferde zucht wird also nach dem Kriege ein reiches Feld der Tätigkeit vorfinden, vielleicht gelingt es

Ihr dann, etwas dem nie wieder erreichten alten mecklenburgischen Pferde Gleichwertiges hervorzubringen.

Ebenso wenig, wie ohne tierische werden wir ohne menschliche Arbeitskräfte auskommen können. Die gesteigerte Intensität der Betriebe wird vielmehr — wenigstens dort, wo nicht infolge nebenher gehender extensiver (Weide)Wirtschaft weniger Personal gebraucht wird — mindestens ebenso viele fleißige Hände beanspruchen, wie früher. Die Frage, ob es nicht möglich sein wird, die genügende Anzahl Arbeiter zu bekommen, steht noch offen. Bekommen wir sie nicht, so steht die deutsche Landwirtschaft eben still und die Aufnahme des Wirtschaftskampfs gegen unsere lieben überseeischen Bettern ist unmöglich. Bekommen wir sie aber, so müssen wir uns baldigst zu ihrer Aufnahme vorbereiten. Die Arbeiterwohnungen sind infolge des Material- und Handwerker mangels wohl nirgends mehr in ganz ordnungsmäßigem Stande. Es gilt also, baldigst die nötigen Ausbesserungen vorzunehmen. Aber wo sollen die Saisonarbeiter untergebracht werden, ohne die wir nun mal nicht auskommen können und die wir auch späterhin haben müssen — seien es nun ausländische Schnitter, seien es städtische Arbeiter, die für einige Monate auf Landarbeit gehen oder seien es zur Erntearbeit abkommandierte Soldaten — wo sollen wir sie aufnehmen, wenn wir nicht gerade leerstehende Wohnungen oder eine Schnitterkaserne haben? Fahrt an einem der großen Gefangenenerlager vorbei, so habt Ihr die Antwort. Alle Lager können doch nicht in Truppenübungsplätze umgewandelt werden. Die übrig bleibenden Baumaterialien aber sollten nicht als Spekulationsobjekt dem orientalischen Geschäftsgeiste überlassen, sondern zu angemessenen Preisen der Landwirtschaft zur Verfügung gestellt werden. Vermutlich aber existiert schon irgendwo der Embryo einer Reichslagerbarackenverwertungs-gesellschaft!

Eine erschöpfende Darstellung der Aufgaben der Landwirtschaft nach dem Kriege zu geben, ist ausgeschlossen. Ich mußte mich damit begnügen, auf einige besonders wichtige Punkte hinzuweisen und will mich freuen, wenn es mir gelungen ist, hier oder da eine kleine Anregung zu geben.

v. G. Schw.

Wie baut man auf dem Lande zweckmäßig, schön und billig?

Für die „Deutsche Post“ geschrieben
von Architekt Georg Piwartz, Dresden-Mockritz.

Wer baut für mich?

Kommt nun heute jemand, sei er nun Landwirt, Gewerbetreibender oder Grundstücksbesitzer, in die Lage, zu bauen, so wird er vor die Frage gestellt: „Wer baut für mich?“ oder anders ausgedrückt könnte diese auch heißen: „Wem vertraue ich mein Geld an, damit es möglichst wirtschaftlich, also sparsam und nutzbringend in dem von mir beabsichtigten Bauwerk angelegt wird?“

Im allgemeinen ist es bisher üblich gewesen, daß der angehende Bauherr sich von einem Baumeister Zeichnungen und Kostenschlag anfertigen ließ, wonach dann, wenn noch diese oder jene Wünsche des Bauherrn Berücksichtigung gefunden hatten, gebaut wurde. Kritisch veranlagte Bauherrn ließen sich wohl auch von mehreren Baumeistern Zeichnungen und Kostenschläge aufstellen, die natürlich mehr oder weniger von einander abwichen mußten und daher, sowie aus sonstigen Gründen, nur durch Zufall die richtige Entscheidung getroffen werden kann.

Hierin Wandel zu schaffen, ist der Architekt berufen; und dieser wird in nicht allzuferner Zeit auch als der alleinige, wirklich unparteiische Berater des Bauherrn nur noch in Frage kommen.

Was sagen Baumeister und Unternehmer hierzu?

Wenn nun ein Bauherr einem Baumeister, der sich vielleicht um die Ausführung des beabsichtigten Neubaus beworben hat, die Absicht kundgibt, einem Architekten die Oberleitung des Baues zu übertragen, so wird wohl in vielen Fällen der Unternehmer den Bauherrn von einer angeblichen Zwecklosigkeit dieses Vorhabens zu überzeugen suchen. Ich führe nachstehend einige solche Einwendungen der Baumeister und Unternehmer an. Die Bauherrn werden sich dann selbst ein Urteil hierüber bilden können.

Im großen ganzen wird der Unternehmer etwa sagen, der Architekt verteuere nur den Bau, bringe nur eine Menge Zierformen und sonst was für unnötige Zutaten an, um den Bau schön, aber auch sehr teuer zu machen. Er müsse außerdem für

seine Arbeiten besonders bezahlt werden, während er, der Baumeister oder Unternehmer, all diese Arbeiten, die der Architekt leistet, vollständig kostenlos liefere.

Der Nichtfachmann, der von dem Geschäftsgange bei einem Bau sehr wenig oder gar nichts weiß, ist sehr leicht geneigt, sich von den Ausführungen des Baumeisters überzeugen zu lassen, da dieser auch noch allerlei scheinbare Beweisgründe vorbringt, die nur der Fachmann beurteilen kann.

Ich bemerke schon jetzt, daß den Laien gegenüber auch diese Darlegungen seitens der Unternehmer aus leicht erklärlichen Gründen allerhand Gegenbeweise erfahren werden, die aber sicher vom Fachmann stets widerlegt werden können.

Wie verhält es sich nun aber mit der angeblichen Vertueerung des Baues durch den Architekten? Diese Frage findet ihre Beantwortung in den nächsten Abschnitten.

Die Arbeit des Architekten zum Bau.

Der Beruf des wirklichen Architekten besteht zunächst niemals darin, Schnürkel und dergleichen, überhaupt unnötigen und ausdringlichen Schmuck am Baue anzubringen, sondern der Architekt fragt zunächst nach dem Warum und Wozu des Baues, nach den Erfordernissen des Baues und nach den Geldmitteln, die zur Befriedigung der baulichen Bedürfnisse zur Verfügung stehen. Er fügt im Bauplan die Räume so zueinander, daß nach Möglichkeit alle Forderungen erfüllt sind, die der Betrieb in Bezug auf möglichste Arbeitsersparnis, in Bezug auf größte Uebersichtlichkeit, sowie auch in Bezug auf die Gesundheitslehre stellt, aber auch die das Wohnbedürfnis an Wohnlichkeit fordert. Sodann zieht der Architekt den Ort, auf den die Bauanlage zu stehen kommen soll, in Betracht und gestaltet den Bau hiernach so, daß er sich in das Landschaftsbild oder die Umgebung, soweit es möglich ist, gefällig und schön und ohne aufdringlich zu wirken, einfügt; ohne sie ungünstig und nach Möglichkeit günstig zu beeinflussen. Etwasiger Schmuck wird dann erst in Erwägung gezogen, wenn dies die vorhandenen Mittel erlauben, wobei aber auch der Grundsatz zu gelten hat: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister“. Damit soll jedoch nicht etwa gesagt sein, daß mancher Bauherr oft mehr Schmuck an seinem Bau anbringen wollte, als der Architekt für gut befand. Da hatte der Bauherr da oder dort einen Giebel gesehen, der ihm gefiel; und nun wünschte er diesen Giebel an seinem Bau zu sehen. Bei seinem Baue war aber durchaus keine Verwendung für die dann entstehenden Giebelstuben, es wäre also nutzlos Bodenraum geschaffen worden. Ein anderer Bauherr wieder hatte den Wunsch, einen schönen Eingangsvorbau, den er kannte und wovon er ein Bild hatte, an seinem Hause anzubringen. Es wäre wohl möglich gewesen, aber dann hätten dem Eingang zuliebe, die am Eingang liegenden Räume viel größere Ausmessungen erhalten müssen, um für das gewünschte Schmuckstück den nötigen Raum an der Ansicht zu gewinnen. Das Gebäude hätte also, bloß um des Schmuckes willen, größer werden müssen. In beiden Fällen hätte des äußeren Bildes wegen ein viel größeres Baugeld bewilligt werden müssen.

Der Baukünstler nun, der es mit seiner Kunst und mit seinem Bauherrn herzlich meint, der wird nur den Schmuck am Hause anbringen, der dem inneren Aufbau des Hauses entspricht. Wenn also keine Verwendung für Giebelstuben vorhanden ist, kann kein Giebel angebaut werden. Wenn die Raumanordnung es nicht zuläßt, kann kein breiter Prunkteingang angelegt werden. Es ist natürlich etwas anderes, wenn das Geld dazu vorhanden ist, wenn nicht mit dem geringsten Baugeld auskommen werden muß.

Dies alles schließt aber nun nicht aus, daß der Bauherr keinen Einfluß auf die Gestaltung des Baues habe. Im Gegenteil, Bauherr und Architekt müssen zusammen wirken. Der Bauherr gibt seine Wünsche auf das Raumbedürfnis und der Architekt stellt danach die Planung auf und bespricht mit dem Bauherrn die gegenseitige Lage der Räume und wie die Benutzung vor sich gehen wird. Es werden die verschiedenen Möglichkeiten der Ausführung und deren Vor- und Nachteile besprochen. Auf diese Weise läutert und klärt der Architekt des Bauherrn Absichten und Wünsche. Aber auch in Bezug auf die äußere Gestaltung muß des Bauherrn Wunsch nach Möglichkeit erfüllt werden. Denn jeder Bau soll ja den Charakter seines Bauherrn mehr oder weniger widerspiegeln und dieser offenbart sich ja zum Teil in seinen Wünschen. Das Haus eines strengen ernsten Charakters soll anders aussehen, als das eines heiteren und lustigen Charakters. Weiter wird das Haus eines freigebigen Bauherrn ein besonderes Gepräge haben, deshalb

weil er wohl auch bei seinem Hause freigebiger sein wird und es reicher ausstatten läßt. Bei der Gestaltung des Äußeren seines Hauses wird der Einfluß des Bauherrn im Allgemeinen mehr zurücktreten als bei der inneren Gestaltung. Hierbei wird der wirkliche Architekt die gegebenen ortsüblichen Baustoffe, welche im allgemeinen die billigsten sind, so beherrschen, daß er sie derart anzuwenden versteht, daß diese dem Gebäude einen ganz selbstverständlichen Schmuck verleihen. Ein Bau muß schon in seiner allgemeinen Gestalt, ohne besonderen Schmuck, für sich selbst schön wirken.

Nach der erfolgten Entwurfslegung werden die Eingabezeichnungen hergestellt und bei der Behörde eingereicht. Während dessen werden auch schon die Kostenschläge ausgearbeitet und ohne Preise an verschiedene vom Bauherrn gewünschte Unternehmer zum Einsehen ihrer Preise ausgegeben. Nach Rückgabe der Anschläge prüft der Architekt die eingesetzten Preise auf ihre Richtigkeit und Preiswürdigkeit und schlägt dem Bauherrn die Unternehmer vor, die am empfehlenswertesten erscheinen. Diese sind aber nicht immer diejenigen, welche das niedrigste Angebot einreichen.

Ist sich dann der Bauherr über die mit der Ausführung zu betrauernden Handwerker schlüssig geworden, so stellt der Architekt die Arbeits- und Lieferungsverträge zwischen dem Bauherrn und dem Unternehmer auf, wobei außer verschiedenen anderen Punkten, der Zeitpunkt des Beginns und die Dauer der einzelnen Arbeiten den jeweiligen Verhältnissen genau angepaßt und festgelegt, sowie Verzugsstrafen bei nicht rechtzeitiger Fertigstellung der Arbeiten bestimmt werden, um ein rasches und geordnetes Fortschreiten der gesamten Bauarbeiten sicherzustellen. Nach der Beendigung ihrer Arbeiten, deren Ausführung vom bauleitenden Architekten ständig überwacht wird, haben die Unternehmer ihre Rechnungen dem Architekten zu übergeben, welcher sie auf ihre Richtigkeit und Uebereinstimmung mit dem Kostenvoranschlag zu prüfen hat und dann nach etwaiger Richtigstellung an den Bauherrn zur Begleichung weitergibt.

Bei den vorstehenden Maßnahmen des Architekten, hat dieser unausgesetzt das Wohl des Bauherrn wahrzunehmen. Nicht etwa in einseitiger Weise, sondern unter voller Berücksichtigung der Ansprüche der Unternehmer. Der Architekt hat als Anwalt des Bauherrn diesen gegen die Unternehmer zu vertreten, aber auch letztere gegen die ersteren. Seine Maßnahmen müssen vollkommen unparteiisch sein. Er muß über den Parteien stehen. Daher ist es natürlich selbstverständlich, daß der Architekt von den Unternehmern niemals Vergütungen für irgend welche Maßnahmen am Bau beziehen darf. Gegebenen Falls kann sich der Bauherr durch einen Punkt des Vertrages, der ja auf alle Fälle zwischen Bauherrn und Architekten zu schließen ist, hierüber sichern.

Würden, dem Vorstehenden entsprechend, alle Bauten ausgeführt, so würde die große Menge der Rechtsstreitigkeiten zwischen Bauherrn und Unternehmern wohl bald verschwinden.

Aus vorstehenden Ausführungen sind die hauptsächlichsten Arbeiten des Architekten an einem Bauwerke zu erkennen. Ein Punkt davon ist immer verantwortungsvoller als der andere. Der Laie wird diese Leistungen in ihrer ganzen Bedeutung nur schwer völlig zu erfassen vermögen, wer aber bereits in der Lage war, Bauten durch Unternehmer ausführen zu lassen und dabei Gelegenheit hatte, die verschiedensten Beobachtungen zu machen und wer dann andererseits Bauten unter der Leitung eines tüchtigen Architekten ausführen ließ, der wird Achtung vor dem Stande des Architekten gewonnen haben und dessen Arbeiten nicht zu gering einschätzen.

Kleine Mitteilungen.

Kalkstickstoff als Kopfdüngung für Winterung muß zumal bei leichteren Boden unbedingt vor Beginn der neuen Wachstumszeit, am besten bei Kälte breitwürfig ausgestreut werden, und zwar nur, wenn die Blätter des Getreides völlig trocken sind, also niemals, wenn etwa Reif, Tau, leichter Regen oder Schnee vorübergegangen sind. Ferner muß darauf geachtet werden, zur Kopfdüngung keine ungewöhnliche Sorte von Kalkstickstoff zu verwenden. Also nicht solchen, der besonders lange gelagert hat, wie dies ja bei denen, die sich frühzeitig eingedeckt haben, vorkommen kann. Aber auch bei direkter Lieferung ist in der jetzigen Kriegszeit die Möglichkeit gegeben, ungewöhnliche und nicht ganz einwandfreie Formen des Kalkstickstoffs zu erhalten. Man sollte

daher stets eine angemessene Probe bei der nächsten landwirtschaftlichen Versuchstation untersuchen lassen, mit der besonderen Forderung, festzustellen, ob dieser Kalkstickstoff seiner Zusammensetzung nach gegenüber normalem Kalkstickstoff besondere ungünstige Wirkungen bei Anwendung als Kopfdünger voraussehen ließe.

„Sommerroggen und Ziegenmist, lassen den Landwirt wie er ist,“ sagt ein Sprichwort und doch hat der Sommerroggen seine Berechtigung auf Böden, wo der Winterroggen ausfriert, wie auf Moor- oder auf Sandböden, auf denen Gerste und erst recht der Hafer nicht mehr sicher gedeihen. Pottfuser Sommerroggen, so früh wie möglich gesät, gibt immerhin bei guter Düngung leidliche Erträge, jedenfalls bessere als unter Wassermangel leidet der Hafer. Nach Dangel und Beder ist auf lehmigem oder amoorigem Sande Mischaat von $\frac{3}{4}$ Sommerroggen und $\frac{1}{4}$ Feld-Erbse, Felwächeln oder grüne frühe Viktoriaerbsen, zu empfehlen. Auf reinem Sande ist Serradellauferfaat vorzuziehen. Auch Kleeergras kann eingesät werden.

Heidekraut läßt sich mit Vorteil zur Einstreu verwenden, wenn man nur die feineren Triebe samt Blättern und Blütenresten durch geeignete Maßnahmen, unter Umständen also durch ganz flaches Abmähen, zu gewinnen sucht. In diesem Falle bleiben sämtliche groben, stark verholzten Stengel der Heidekrautpflanze zurück. Es werden nur die feineren Zweige mit dem vorhandenen Blattwerk gesät, welche dem Vieh ein weiches, federndes Lager bieten, eine befriedigende Aufnahmefähigkeit für breiarartige Entleerungen des Viehes zeigen und später auf dem Düngerhaufen auch zu einer leidlich guten Verrottung gelangen.

Sommerweizen verlangt zu seinem Gedeihen Feuchtigkeit im Vorfrühling. Die ertragreichen Sorten bringen in den Kälteperioden, in denen man vielfach Sommerweizen anbaut, nicht viel weniger Ertrag als Winterweizen.

Als Hafererfatz für kaltblütige Arbeitspferde kommen auch Lupinen in Frage. Die Lupinen werden in einer Tonne in reinem Wasser, dem man zwei Hände voll Salz zusetzt, eingeweicht, dann nach dem Quellen 24 Std. in frischem Wasser ausgelaugt und so entbittert und dann entweder getrocknet und geschrotet oder frisch mit Häcksel und frisch gedämpften Kartoffeln gemischt. Etwas angeschimmelte Lupinen werden vor dem Auslaugen zweckmäßig gedämpft und mit Salz in ansatzganz geringen Mengen vorsichtig verfüttert. Warmblut und Zuchtpferden gibt man keine Lupinen.

Die Wiese jezt nach dem Frost zu bearbeiten ist die günstigste Zeit. Das lose aufgefrorene Moos wird jezt abgeeggt, wenn die Wiese oben aufgetaut ist und unten noch gefroren ist und überhüllt. Das Moos wird zum Hof als Streu gesafrten und Kompost als Ruckfracht genommen, der eingeegett wird.

Statt Mähren oder Melasse kann man Pferden auch gewaschene Zuckerrüben oder Runkelrüben abends nach dem Abfüttern in die Krippe geben; sie wirken schwach abführend und beugen der Druse vor. Man kann je nach Verhältnissen und Schwere der Pferde bis 8 Kg. Zuckerrüben geben. Tragenden Stuten die Hälfte allmählich bis zum Abfohlen abnehmend, weil der Magen dann nicht mehr stark belastet werden darf. Runkeln rechnet man $\frac{1}{2}$ mehr als von Zuckerrüben.

Lebende dauerhafte Koppelpfähle schafft man sich durch Anpflanzung von Pappeln und Weiden an den Drahtumzäunungen. Bis zum vierten Jahre müssen die Bäume gegen den Biß des Weideviehes durch Dornumkleidung geschützt werden. Die Steinweide ist anspruchslos, die Mandelweide bevorzugt lehmigen, die Hanfweide Moorboden. Pappeln gedeihen überall auch auf Sand bei genügend Feuchtigkeit. Daß in den Weichböden besonders viel dem Weidevieh schädliche Insekten sich aufhalten, ist kaum zu befürchten.

Kalkstickstoff zu lagern muß möglichst vermieden werden, denn die Zersetzung scheint besonders bei den Chloralkalium enthaltenden Fabrikat recht schnell vor sich zu gehen. Da der kaufende Landwirt nicht weiß, ob er nicht vielleicht von seinen Lieferanten eine Ware erhält, die bereits längere Zeit gelagert hat, die sich also zersetzt haben kann, ist es notwendig, den gelieferten Kalkstickstoff regelmäßig auf seinen Gehalt an Dignandiamid untersuchen zu lassen.